

Z

7048

D 48

1874-75

ROBA



Wissenschaftlicher Jahresbericht

über die

Morgenländischen Studien

1874 bis 1875. (Fragment.)

Von

Richard Gosche.

Für die Deutsche Morgenländische Gesellschaft.

Leipzig 1905,

in Kommission bei F. A. Brockhaus.

Wissenschaftlicher Jahresbericht

über die

Morgenländischen Studien

1874 bis 1875. (Fragment.)

Von

Richard Gosche.

Für die Deutsche Morgenländische Gesellschaft.

Leipzig 1905,

in Kommission bei F. A. Brockhaus.



Z

76+

...

... - 5

Die Veröffentlichung des vorliegenden Fragments ist auf meinen Antrag von der letzten Allgemeinen Versammlung der D.M.G. beschlossen worden (s. Z DMG. 58. LIII u. LIX). Bezüglich der früheren, ziemlich bunten Schicksale dieses letzten Gosche'schen Jahresberichts verweise ich kurz auf Z DMG. 30. VI. 33. VII. 35. XVII. 37. XIX. 38. XVIII f. XXV f. und 39. XLIII.

Der Redakteur der D.M.G.

A. Fischer.



Wissenschaftlicher Jahresbericht über die morgenländischen Studien 1874 bis 1875.

Zur Einleitung.

Ehe noch die rückständigen Berichte bis zum Jahre 1874 gedruckt vorliegen, unternehme ich es, dem Drängen Vieler nachgebend, in grossen Umrissen den Gang unserer Studien zu zeichnen, wie sie sich seit meinem letzten mündlichen Bericht auf der Innsbrucker Generalversammlung gestaltet haben. In grossen Umrissen sage ich, nicht ohne Wehmut. Denn wenn auch unsere Generalversammlungen meinen mündlichen Darstellungen mehr als reichlich den Beifall spendeten, den sich die Unmittelbarkeit der freien Rede so leicht erwirbt: so habe ich mich doch nur mit tiefstem Widerstreben bereit erklären können, den für Rostock bestimmten Vortrag einfach stenographiren zu lassen, die Umschrift zu redigiren, angemessen zu erweitern und mit bibliographischen Anmerkungen zu versehen. Der Zufall hat mich von der Rostocker Versammlung fern gehalten, und obgleich ich, auf die Gefahr neuen Verzuges hin, nicht der Versuchung widerstehen konnte, wieder möglichst vollständig und allseitig zu arbeiten, so war mir doch Eile und Kürze so sehr zur strengen Pflicht gemacht, dass die Darstellung, welche ich hier gebe, weit hinter meinen alten umfassenden Jahresberichten und um so weiter hinter meinem Ideale zurückbleiben musste. Es beruhigt mich bei der tief empfundenen Unzulänglichkeit meiner Arbeit sehr wenig, dass ich endlich einmal, wenngleich wieder sehr verspätet, damit ein gegebenes Versprechen einlöse; in den Augen der Leser werde ich unter diesen Umständen wie Heine's Atta Troll „kein Talent, doch ein Charakter“ scheinen. Nur in einem Punkte bin ich meiner früheren Arbeitsweise treu geblieben: die ausgewählten Einzelheiten unter grossen Perspectives anzuschauen und zu gruppiren. Ich verbitte mir daher bei den Handwerkern der Wissenschaft ausdrücklich, diese Methode als „encyklopädisch“ bezeichnen zu wollen: ich bekenne mit Stolz, dass mein Geschmack mehr dem Teleskop gilt als den Scheuklappen.

Aber noch ein zweites habe ich zu beklagen. Wer jetzt Ernest Renan's glänzende Jahresberichte zur Hand nimmt, bemerkt

sofort neben der Vollendung der Form und dem Zauber der Sprache eine bewundernswürdige Sachlichkeit und Gründlichkeit, und vergisst gern die principielle Beschränkung des Berichtes auf Frankreich. Es ist das Verdienst verschiedener Collegen Renan's, dass sie die Resultate und Anschauungen ihrer besonderen Fachwissenschaft in den Dienst dieses Meisters frappanter Gruppierung, geistvoller Combination und schöner Darstellung gegeben haben. Ich wünschte, dass ich, ein ungleich Bedürftigerer als mein Pariser Freund, ähnliche Beihülfe erfahren hätte. Mir thut es immer wohl, mich zum Dank verpflichtet zu fühlen, und so spreche ich ihn an dieser Stelle den englischen und französischen Buchhändlern aus, welche durch bibliographische Zusendungen mich bei meinen Notizensammlungen unterstützt haben. In erster Linie dem trefflichen *Nic. Trübner*¹⁾ in London und der verwandtschaftlichen Filiale in Strassburg; ohne seinen 'Record' wäre ich in vielen Fällen rathlos geblieben. Dann hat mich Herr *B. Quaritch*²⁾ durch exacte Zusendung seiner orientalischen Kataloge verpflichtet, welche mir nicht selten die erwünschtesten Einblicke in die ältere Fachlitteratur gestatteten. Der Commissionsbuchhändler der ehrwürdigen Société Asiatique in Paris, Herr *Ernest Leroux*, hat mich durch die national-liebenswürdige Mittheilung mannigfacher bibliographischer Blätter und Kataloge zur morgenländischen Philologie erfreut. Von hohem Werthe waren mir neben diesen allen die Litteraturverzeichnisse, welche das Haus *Maisonneuve & Cie.* in Paris mit der anerkanntesten Liberalität verbreitet; das neueste Heft ihres 'Catalogue de livres de linguistique'³⁾ ist ein wahres Schatzkästlein morgenländischer Litteraturkunde. Je aufrichtigeren Dank ich über den Rhein und den Canal sende, um so mehr bedaure ich, mich meinen deutschen Landsleuten nicht im Geringsten verpflichtet bekennen zu dürfen, während ich sogar von freundlichen Sendungen aus Peking aufgesucht wurde. Wo überhaupt deutsches Interesse für die Arbeit meines Berichtes vorhanden war, bestand es mehr in einer kräftigen Neigung zu polizeilicher Eintreibung meiner litterarischen Rückstände. Nicht einmal das war zu erreichen, dass die deutschen Orientalisten regelmässige

1) Trübner's American and Oriental Literary Record. No. 108—13 (Vol. IX, 12 u. Vol. X, 1--13) London 1875—76 gr. 8°. Hierzu kommt aus verwandter Quelle: Bücher-Verzeichniss von Karl J. Trübner in Strassburg. XI. Arabische, persische und türkische Drucke aus den Pressen von Bulaq, Cairo, Alexandrien, Stambul, Beirut, Bagdad, Teheran, Tebriz u. s. w. (von *A. Socin*). Strassburg, Trübner 1874, 36 S. gr. 8°. (n. n. 10 gr.)

2) Bibliotheca Orientalis. A new Catalogue of Works on the history and languages of the East; comprising also those of Africa and Polynesia. London, Bernard Quaritch 1876 May, 817—992 S. 8°.

3) Catalogue de livres de linguistique anciens et modernes en vente aux prix marqués. No. 4. Langues Arabe, Turque et Persane. Grammaires, Dictionnaires, Littératures et Histoire. Paris, Maisonneuve & Cie. 1876, 263—394 S. gr. 8°.

Zusendungen von ihren Veröffentlichungen an die Bibliothek unserer Gesellschaft machten, welche so ihrer natürlichen Bestimmung gemäss ein Archiv der deutschen morgenländischen Wissenschaft und nebenher eine bequeme Grundlage für die wissenschaftlichen Jahresberichte geworden wäre. Der Berichterstatter der D. M. G., trotzdem dass er in dieser seiner Eigenschaft als ein organisches Mitglied des geschäftsleitenden Vorstandes gilt, blieb einsam und bei der litterarischen Mittellosigkeit einer Provinzial-Universität in morgenländischen Dingen darauf angewiesen, seine Notizen mühselig und sporadisch, wie ein Aehrenleser auf einem geizigen Stoppelfelde, mit Aufwand von Zeit und Kraft einzusammeln.

Geschichte der morgenländischen Wissenschaft. Verstorbene Orientalisten.

Gern wende ich meinen Blick von diesen unerquicklichen Betrachtungen weg und zurück auf die Vergangenheit unserer Wissenschaft, welche so häufig unsere Bewunderung herausfordert und immer den Dank der Nachwelt, der von ihrer Vorgänger Ertrag lebenden, verdient. Die dreihundertjährige Jubelfeier der Universität Leiden hat unter Anderem Veranlassung zu einer ganz vortrefflichen bibliographischen Arbeit von *Boele van Hensbroek*:⁴⁾ gegeben, welche die holländische 'Vereeniging ter Bevordering van de Belangen des Boekhandels' mit einem Preise gekrönt und ihrer berühmten Hochschule als Festgabe dargebracht hat. Es ist ein systematisch geordnetes Verzeichniss der auf den Orient bezüglichen Arbeiten der Holländer, welche in den einzelnen Gruppen in alphabetischer Ordnung nach den Namen der Verfasser, selbständige wie in Zeit- und Sammelschriften zerstreute, mit peinlicher Sorgfalt aufgezählt werden. Der Weltstellung Hollands entsprechend überwiegen die Arbeiten über Völker, Sprachen und Litteraturen des Ostindischen Archipels; aber auch die Abschnitte über Hebräisch und Arabisch zeigen den vollen Widerschein des glänzenden philologischen Geistes der Holländer. Dies ist die einzige allgemeine Arbeit, welche an dieser Stelle zu erwähnen wäre; das übrige bezieht sich auf einzelne Persönlichkeiten. Mit dem künstlerischen und fein eindringlichen Sinn, der ihm eigen ist, schildert *Max Müller*:⁵⁾ die herrliche Gestalt Colebrooke's, der mit seinem unerbittlichen mathematischen Scharfsinn, seiner klaren Kritik und seinem philosophischen Tiefsinn zum Heil der indischen Philologie sogleich in

4) De Beoefening der oostersche Talen in Nederland en zijne overzeesche Bezittingen 1800 — 1874. Bibliographisch Overzicht door *P. A. Boele van Hensbroek*. (Feestgave ter Gelegenheid van het Driehonderd-jarig Bestaan der Leidsche Hogeschool.) Leiden, E. J. Brill 1875, 4 Bl. u. 107 S. gr. 4^o. (2 fl. 50 c.) Vgl. *Wijmalen in Bijdragen van Nederl. Indië* III, X, 2—3 p. 396 f.

5) in seinen *Chips of a German workshop* Vol. IV (London 1875).

die erste Entwicklungsepoche derselben ordnend und leitend hineingestellt war.

Unmittelbarer berührt uns das Gedächtniss derjenigen Orientalisten, welche unserm Zeitalter angehört haben und welche wir haben arbeiten sehen. Unter ihnen hat der Tod emsig gemäht, zumal unter den semitischen Philologen. Es ist eine lange Reihe, welche wir seit den Innsbrucker Tagen haben müssen vermissen lernen: Guttmacher, Kalischer, Abraham Geiger, Hitzig, Frankel, Ewald, Stähelin, Leopold Löw! Namen von Trägern ausschliesslich oder doch vorzugsweise der semitischen Wissenschaft. Mit einigen hat uns gemeinsame Arbeit unmittelbar zusammengeführt; andere, wie die von der Welt zurückgezogen forschenden Rabbiner, haben wir kaum durch ein litterarisches Lebenszeichen kennen lernen. Rabbi *Guttmacher*, anerkannter Talmudist, starb als jüdischer Patriarch von Jerusalem in seinem 74. Lebensjahre am 5. October 1874 zu Gratz, hochangesehen, ohne dass ich seine Bedeutung hier näher an litterarischen Leistungen zu charakterisiren vermöchte.⁶⁾ In demselben Monat desselben Jahres ging der Rabbiner von Thorn heim, *Hirsch Kalischer*, 79 Jahre alt. Von ihm liegen unter Anderem der *'eben bôchan 'al shulchân 'ârâk'* (Krotoschin 1842), das *'sefer emûnâh jeshûrâh'* (ebenda 1843) und die Ausgabe des *'moznajim temishpa'* von Joseph ben Ephraim Karo (Krotoschin und Königsberg 1855) vor, welche in den betreffenden Kreisen geschätzt werden.

Der härteste Schlag jedoch, welcher Wissenschaft und geistiges Leben des gegenwärtigen Judenthums treffen konnte, war der am 23. October 1874 erfolgte Tod *Abraham Geigers* in Berlin. *Joel*,⁷⁾ sein Nachfolger im Berliner Rabbinat, hat in einer Synagogalrede (und diese wird dadurch zu einem schönen Zeugnis für die jüdische Gemeinde in Breslau) begeistert die hohen wissenschaftlichen Verdienste des Verstorbenen geschildert; *Brüll*⁸⁾ in Frankfurt, der Vaterstadt desselben, mehr allgemein menschlich über ihn gesprochen; *Steinschneider*⁹⁾ und besonders *Derenbourg*¹⁰⁾ haben von je ihren Standpunkten seine Grösse aufgezeigt. Man kann diesen Mann

6) Ein Benjamin Guttmacher hat zum *'Jôreh dē'âh'* einen Commentar verfasst; er kann jedoch mit dem obigen nicht identificirt werden.

7) Rede in der neuen Synagoge zu Breslau, bei der Todtenfeier für den hingegangenen Rabbiner Dr. Geiger gehalten von (*M.*) *Joel*. (Breslau 1874) 12 S. 4^o. Autogr.

8) Predigt zum Andenken des verewigten Abraham Geiger, 7. November 1874 von *N. Brüll*. Frankfurt a. M. (1874) 6 S. 4^o.

9) Abraham Geiger. Von *M. Steinschneider*. Magazin für die Lit. des Ausl. 1875 Nr. 1, auch in wenigen Exemplaren mit der Jahreszahl 1874, 4^o. besonders abgedruckt. Vgl. auch noch B. Auerbach in Lindau's „Gegenwart“ 1874 nr. 45.

10) Abraham Geiger. Esquisse de sa vie par *J. Derenbourg*, Archives israélites 1875, 15. mars et 1. avril, und daraus besonders: Paris, Wittersheim 1875, 13 S. 8^o.

nicht hoch genug schätzen. Was Moses Mendelssohn für den eigenthümlichen Aufklärungs- und Humanitäts-Enthusiasmus des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Volke war, das wird Geiger für die energische Verständigkeit und das Streben nach genetischer Weiterbildung, wie sie das neunzehnte Jahrhundert beherrschen, seinen Stammgenossen sein, wenn sie ihn verstehen wollen. Er hat sich bemüht, die Bildungsströme der Zeit in sich aufzunehmen und in seiner festen Persönlichkeit umzusetzen. Er war am 24. Mai 1810 in Frankfurt a. M. geboren und stammt aus einer Familie, welche uns schon im achtzehnten Jahrhundert litterarisch begegnet. Von einem Salomon Geiger wurde 1738 in Homburg das haggadisch-halachische 'kerem Schëlomoh' gedruckt und noch früher erscheint von einem zu dem Christenthum übergetretenen Geiger charakteristisch eine Abhandlung über Hillel und Schammai. Der junge Abraham erhielt zunächst den hergebrachten unsystematischen rabbinischen Unterricht von seinem Vater Michael und seinem älteren Bruder Salomon (welcher letzterer nicht mit dem gleichnamigen Frankfurter Herausgeber der 'Iggereth mëlecheth machaschâbeth' und der 'Dibrè Qoheleth' identisch ist); erst mit dem elften Jahre trat er in die geregelte Ordnung der Schule, und so entging er noch den Gefahren, welche der einseitige Rabbinismus sehr leicht für die wissenschaftliche Methode mit sich bringt. Wohl vorbereitet und sehr begabt bezog er Ostern 1829 die Universität Heidelberg, um indess schon nach einem halben Jahre nach Bonn übersiedeln. Hier widmete er sich mit grossem Eifer philosophischen und orientalischen Studien und gewann einen akademischen Preis mit der Schrift: „Was hat Muhammed aus dem Judenthume aufgenommen?“ welche 1833 gedruckt erschien und lange Zeit die grundlegende Untersuchung für diese religionsgeschichtlich wichtige Frage geblieben ist. Noch vor Veröffentlichung derselben wurde der erst zweiundzwanzigjährige Gelehrte 1832 als Rabbiner nach Wiesbaden berufen. Er übernahm das Amt in der schon damals festen Ueberzeugung, dass das Judenthum eine nicht mit Einem Male fertige, sondern historisch entwickelte, daher auch weiter zu entwickelnde Thatsache der Religionsgeschichte sei. Im Fortschritt seiner Untersuchungen wusste er deutlich zu machen, dass innerhalb des stets als Einheit gefassten Talmudischen zwischen der älteren Mishnah und der jüngeren Gemara Unterschiede, d. h. geschichtliche Veränderungen von der einen zur andern wahrzunehmen wären und doch Anerkennung gefunden hätten. Er stellte in den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Betrachtung und seiner praktischen Thätigkeit den geschichtlich lebendigen Begriff einer geläuterten Tradition. In diesem Sinn begründete er 1835 die „Zeitschrift für jüdische Theologie“, von welcher bis 1839 vier Bände erschienen; in diesem Sinn schrieb er 1838 „über die Errichtung einer jüdisch-theologischen Facultät“. Die Verwirklichung des letzteren, wissenschaftlich durchaus berechtigten Gedankens, welche

die jüdische Theologie sehr rasch in den vollen Strom der Wissenschaft hineingeleitet hätte, war dem orthodoxen Judenthum ein Greuel, wie alle neuen Gedanken; was Wunder, dass man von dieser Seite die Wahl Geigers zum zweiten Rabbiner in Breslau (1838) angeblich aus formellen Gründen angriff! Der Gewählte blieb trotz aller Anfechtungen. Denen, welche nach Gelehrsamkeit verlangten, gab er 1840 das inhaltreiche Sammelwerk: 'm'elo chof-najim', aus welchem der den interessanten von Kreta nach Prag gekommenen Arzt und Mathematiker Joseph des Medigo betreffende Theil auch besonders abgedruckt wurde. Seine praktische Stellung zum Judenthum erörterte er in demselben Jahre 1840 in einem Sendschreiben „die letzten zwei Jahre“; was er thatsächlich wollte, sagte er in seinem Synagogal-Vortrag „die Aufnahme Israel's in den Bürgerverband“ (ebenfalls 1840). Die Reibereien dauerten fort; 1842 war eine „Ansprache an seine Gemeinde“ nöthig, welche immerhin von den unter sich verwandten Rabbinern zu Beuthen und Mislowitz im Interesse des rabbinischen Judenthums öffentlich und von vielen Andern unter der Hand beanstandet werden mochte: Geigers Ansehen wuchs immer mehr. Er nahm zunächst 1842 seine „Zeitschrift für jüdische Theologie“ wieder auf, von der jedoch nur noch in Pausen bis 1847 ein fünfter und sechster Band erschienen (in dem fünften ein höchst anziehender Artikel zur Entwicklungsgeschichte der hebräischen Sprachkunde und hebräischen Dichtkunst unter den arabischen Juden im 10.—12. Jahrhundert mit besonderer Rücksicht auf Saadia und im sechsten ein anderer zur Würdigung des wissenschaftlichen Standpunktes in Palästina vom 7. bis zum 10. Jahrhundert); besonders wichtig aber ist die durch beide Bände gehende Abhandlung über „das Verhältniss des natürlichen Schriftsinnes zur talmudischen Schriftdeutung“. Im Jahre 1845 gab er sein „Lehr- und Lesebuch zur Sprache der Mischnah“. Daneben jedoch nahm ihn auch das praktische Leben stark in Anspruch; auf der Rabbinerversammlung zu Frankfurt a. M. 1845 wählte man ihn zum Vice-Präsidenten; auf der Breslauer 1846 zum Präsidenten. Aber dann beginnt eine ungemein ausgiebige wissenschaftliche Thätigkeit, welche er ausser seinen gern gehörten, leider wenig gedruckten Predigten nur zweimal durch sehr interessante Schriften von praktischer Bedeutung unterbricht: das „Israelitische Gebetbuch“ von 1854, und die apologetisch-polemische, anregende „über den Austritt aus dem Judenthum“ 1858. Auch seine wissenschaftlichen Untersuchungen werden praktisch bedeutsam, wenn sie darauf ausgehen, an irgend einer religionsgeschichtlichen oder litterarischen Erscheinung den lebendigen Fluss in der Entwicklung des Judenthums nachzuweisen. Von dieser Seite sind besonders auch die „Proben jüdischer Vertheidigung gegen christliche Angriffe im Mittelalter“ (1850—57) charakteristisch. Nachdem er sich 1847 an Heilbergs Sammelwerk 'niš'ê ná'amánim' betheiligte und 1850 sich mit M. Breslauer zu Studien

über Moses ben Maimôn verbunden hatte, gab er 1851 den „Divan des Castiliers Abulhassan Juda ha-Levi nebst Biographie und Anmerkungen“ übersetzt heraus und überraschte die weiteren Kreise durch eine Virtuosität der Technik, durch feinste dichterische Empfindung, welche man mit einem so scharfen Verstande gar nicht vereinbar gedacht hätte. Seine Arbeiten über neuhebräische Poesie setzte er in den ‘çîçim u-fërachîm’ fort, unter welchem Titel er 1856 Dichtungen der spanischen und italienischen Schule vereinigte. Den Beschluss macht in dieser Beziehung 1867 „Salomo Gabirol und seine Dichtungen“, in welcher Schrift er glücklich dem geschmackvollen Michael Sachs begegnet. Dabei bewahrte er aber seinen Sinn für scheinbar trockne Themen; den jüdischen Apologeten „Isaak Troki“ (1853), die nordfranzösische Exegetenschule (Parschandathâ’ 1855), den merkwürdigen venetianischen Rabbiner Leon da Modena (1856). Am weitesten von der Poesie ab, gegründet auf die sorgfältigsten Sprachstudien, liegt Geigers wissenschaftliches Hauptwerk, welches 1857 erschien: „Urschrift und Uebersetzungen der Bibel in ihrer Abhängigkeit von der inneren Entwicklung des Judenthums“¹¹⁾. Wie dies Werk in seiner Gesamtanschauung vom Judenthum wurzelt, sagt schon der Titel deutlich genug. An einzelnen Punkten hatte kurz vorher der sogleich zu erwähnende Frankel die Abhängigkeit der Uebersetzungen und der Exegese von religions- und culturgeschichtlichen Bedingungen angedeutet; in so geschlossenem und bedeutendem Zusammenhange hatte aber vor Geiger niemand das grosse Thema behandelt. Daher überall neue und wesentliche Resultate. Er sucht nachzuweisen, dass, als die Uebersetzung der Septuaginta entstand und die Samaritaner ihren Pentateuch herüber nahmen, an einen kanonischen Textus receptus noch gar nicht zu denken war, sondern in Palästina Exemplare umgingen, welche unter sich und mit dem uns vorliegenden wenig übereinstimmten; unsere Redaction sei das Ergebniss einer spätern Kritik. Auch die Targume sind abhängig von der fortschreitenden Entwicklung jüdischen Wissens und Glaubens; insonderheit hat auf ihre Gestaltung der Umstand eingewirkt, dass gewisse biblische Bücher beim öffentlichen Vortrage bevorzugt, andere vernachlässigt wurden. Für die alttestamentliche Wissenschaft hat mit diesem Werke Geiger am nachhaltigsten gewirkt, was noch bestimmter hervortreten kann, wenn die Untersuchungen über die Halachah vollendet sein werden.

Geiger wendete dem Mittelsemitischen, wenn wir das Aramäische mit seinen unmittelbarsten Verwandten gegenüber dem Hebräischen und dem Arabischen mit Rücksicht auf das geschichtliche zu Tage treten so bezeichnen dürfen, von jetzt ab eine ausserordentliche Aufmerksamkeit zu, welche, wenn ihm ein längeres Leben beschieden

11) vgl. den wissenschaftlichen Jahresbericht Z. d. D. M. G. XVII p. 119 f.

gewesen wäre, ohne Zweifel noch verschiedene hier einschlagende grössere Werke bedingt haben würde. Die Zeitschrift unserer Gesellschaft, an welcher wir ihn seit 1858 sehr fleissig mitarbeiten sehen, ist mit einer Menge grösserer und kleiner Mittheilungen über Hebräisches, Syrisches, Mandäisches geschmückt, deren jede Zeugniß seines gründlichen Wissens und bedeutenden Scharfsinnes ist. Um für seine Ideen Raum zu gewinnen (unsere Zeitschrift hat zu mannichfaltige orientalische Philologien zu berücksichtigen), gründete er 1862 eine „Jüdische Zeitschrift für Wissenschaft und Leben“, welche er rastlos bis zu seinem Tode geleitet hat und deren hauptsächlichster, man könnte fast sagen einziger Mitarbeiter er gewesen ist. Aus dieser Zeitschrift kann man sein energisches Wollen und Wissen am unmittelbarsten kennen lernen. Das folgende Jahr 1863 führte ihn als Rabbiner nach seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. zurück. Das grosse Werk, welches hier zuerst in Vorlesungen vorführen und dann litterarisch zum Abschluss kommen sollte, wurde durch eine die Genesis des Christenthums an entscheidender Stelle treffende und auch die religiöse Entwicklung des Judenthums tief berührende Untersuchung über „Sadducäer und Pharisäer“ (zuerst 1863 in seiner Jüdischen Zeitschrift, und daraus besonders abgedruckt) eingeleitet; und sofort folgte 1864—71 die merkwürdige Reihe von drei Bänden selbst: „Das Judenthum und seine Geschichte“. Es ist die Summe seines Denkens und Forschens für sein Volk, an welcher der Christ Anstoss nehmen kann. Und mit Recht. Denn so offenen Blick Geiger für die organische Entwicklung des Judenthums zeigt: zwei Dinge hat er nicht zu verstehen vermocht. Einmal, dass es Verknöcherungen und Auswüchse, beide geschichtlich gleich unproductiv, geben kann; und dann, dass für das Auge des wissenschaftlichen Beobachters das Christenthum nicht gewaltsam oder mechanisch aus dem Judenthum hervorgebrochen ist. Man soll Geiger jedoch die Antipathie gegen das Christenthum, welche er vergeblich zu überwinden sucht, verzeihen: denn das Christenthum hat viel am Judenthum gesündigt und von der natürlichen Geschichte sich gern zu eximiren versucht. Ehe dies Werk, das auch für den anders Denkenden und anders Glaubenden voll von nachhaltigen Anregungen ist, zum Abschluss gelangte, erfolgte unmittelbar nach seiner Theilnahme an der jüdischen Synode in Leipzig seine Berufung als Rabbiner nach Berlin neben Aub im October 1869. Von hier ging er 1871 zur Synode nach Augsburg; sonst lebte er in dem neuen anspruchsvollen Wirkungskreise mit frischer Kraft und bewundernswürdiger Lebendigkeit seinen Amtspflichten und der Wissenschaft. Vor Allem betheiligte er sich an der Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums, in welcher sich ein Traum seiner Jugend, wenigstens zum Theil, verwirklichen zu wollen schien. Dieser Thätigkeit verdanken wir unter Anderem die höchst bedeutende „Allgemeine Einleitung in die Wissenschaft

des Judenthums“¹²⁾, welche erst nach seinem Tode gedruckt worden ist. Mitten unter grossen Plänen entschlief er plötzlich: man fand ihn am 23. October 1874 morgens todt im Bett. Sein Nachlass verspricht noch mancherlei; einstweilen erscheinen von der kundigen Hand seines Sohnes Ludwig nachgelassene Schriften in fünf Bänden, von denen bis jetzt zwei vollendet vorliegen¹³⁾. Als Redner und Rabbiner kann er übertroffen, an orientalischem Wissen erreicht werden; in Grossartigkeit und Energie der Auffassung des Judenthums kommt ihm keiner der Lebenden gleich. Er durfte an ein Judenthum der Zukunft glauben, welches den Messiasglauben des ihm gegnerischen orthodoxen Rabbinismus weit hinter sich lässt.

Ein Vierteljahr nach ihm, am 22. Januar 1875, starb *Ferdinand Hitzig*¹⁴⁾ in Heidelberg, der grösste alttestamentliche Verbalkritiker, den das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, unter den Realkritikern jedoch, wenn man sein ausserordentliches Wissen und seinen eminenten Geist mit in Anschlag bringt, einer der unsichersten und meist willkürlichsten: Mitglied unserer Deutschen morgenländischen Gesellschaft von deren erstem Jahrgange an. Er war am 23. Juni 1807 in Süd-Baden zu Hauingen als Sohn eines Pfarrers geboren und erfuhr die segnenden Einwirkungen, welche von evangelischen Pfarrhäusern auszugehen pflegen. Dann genoss er den Unterricht des Pädagogiums zu Lörrach, wo ihn Hebelsche Anregungen und des nahen romantischen Rötteln Erinnerungen berührten. Seine Gymnasialbildung vollendete er vom Herbst 1822 bis ebendahin 1824 auf dem Lyceum in Karlsruhe und bezog, wenig über siebenzehn Jahre alt, auf ein Jahr die Universität Heidelberg, dann Halle, um Theologie zu studiren. Dort lehrte Umbreit, der, orientalische und alttestamentliche Studien mit poetischem Sinne verbindend, eben seine Uebersetzung und Erläuterung des Buches Hiob vollendet hatte und an die Salomonischen Sprüche ging: die Anregungen, welche Hitzig hier empfing, wurden dann während der Hallischen Studienzeit vom Herbst 1825 bis Ostern 1827 durch Gesenius' Unterricht vertieft: ihm hat die Wissenschaft es hauptsächlich zu danken, dass der junge Theolog seine ganze Kraft an das alte Testament setzte. Damals schon erschien er so charakteristisch bibelfest; wie ehemals manchem gläubigen Laien das Gotteswort in Luthers Deutsch geläufig war, so hatte er den hebräischen Originaltext inne. Es zeugt von seinem streng wissenschaftlichen Naturell, dass ihn Gesenius doch nicht ganz befriedigte. Daher ging er, nachdem er ein Jahr privatisirt hatte, Ostern 1828 nach Göttingen, um Ewald zu hören, von welchem, dem damals noch nicht fünfundzwanzigjährigen, bereits „die Composition der

12) vgl. unten bei hebräischer Litteratur.

13) vgl. unten ebenda.

14) vgl. Unsere Zeit: N. F. XI, S (15. April 1875) p. 639, eine aus dem Brockhausischen Conv.-Lex. ausgezogene Notiz.

Genesis“ und die „kritische Grammatik der hebräischen Sprache“ vorlagen. Hitzig hat ihm fünf Jahre später durch die Zueignung seines Jesaias seinen Dank und seine Hochachtung bezeugt. Nachdem er 1829 hier promovirt worden war, habilitirte er sich in Heidelberg für alttestamentliche Exegese. Sogleich die beiden ersten Schriften aus dem Jahre 1831 zeigten sein glänzendes kritisches Talent: „Begriff der Kritik am A. T. praktisch erörtert“ und „des Propheten Jonas Orakel über Moab“. Während die erstere Schrift durch eine Fülle sehr selbständiger, nicht selten allzu kühner Combinationen und geistvolle Aperçu's überraschte, so dass kein alttestamentlicher Philolog ihr Studium verabsäumen darf: lieferte Hitzig in der zweiten ein erstes Beispiel seiner unter allen Umständen interessanten Autorenentdeckungsversuche, indem er das 15. und 16. Capitel des Jesaias auf Jona zurückführte. Diese letztere Untersuchung hing mit den umfassenden Arbeiten über den Propheten Jesaias zusammen, an den er schon damals herangetreten war. Ehe diese noch zum Abschluss kamen, erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor der Theologie nach Zürich, wohin er Ostern 1833 übersiedelte. Hier ist er achtundzwanzig Jahre geblieben und keine deutsche Universität hat vor 1861 ihn in sein Vaterland zurückrufen wollen. Im Herbst des ersten Jahres seines Aufenthalts in der Schweiz schickte er seinen „Propheten Jesaja, übersetzt und ausgelegt“ in die Welt. Man muss dies Werk mit dem verwandten, 1820—21 erschienenen von Gesenius vergleichen, um den ausserordentlichen Fortschritt zu verstehen, der sich hier vollzieht. Aber nicht allein von Seiten der Auslegung und Kritik ist Hitzig's Arbeit hochbedeutend, sondern auch wichtig dadurch, dass in der wenn auch nicht umfassenden Einleitung sehr prägnant seine Ansichten über das Wesen des Hebraismus und des aus ihm hervorgegangenen Prophetismus dargestellt sind. Sofort nach Vollendung dieser ging er an seine zweite grössere exegetische Arbeit, welche ebenfalls schon durch eine seiner Erstlingsschriften vorbereitet war. In dem „Begriff der Kritik“ hatte er einem bereits von früheren ausgesprochenen, aber nicht systematisch dargelegten Gedanken von dem Vorhandensein makkabäischer Psalmen kategorischen Ausdruck verliehn: „Die Psalmen“ (eine Uebersetzung mit historisch-kritischem Commentar, in zwei Bänden 1835—36 erschienen) sind die Ausführung jenes Gedankens. Es war ein revoltirendes Werk, gegen welches die traditionelle Exegese sich mit solidem Rüstzeug zu wehren hatte. Hier ist zum ersten Male mit der gangbaren Theorie vom Abschluss des alttestamentlichen Kanon gebrochen und in consequenter Kritik die Geschichte der Psalmendichtung bis in das makkabäische Zeitalter mit seinen tiefbewegten nationalen und religiösen Interessen hinabgeführt worden. Und noch ein zweiter fruchtbarer Gedanke begegnet uns in dieser Psalmenkritik: den Jeremias unter den Psalmendichtern zu suchen. Niemand hatte bis dahin die eigenthümliche Bedeutung dieses im

Grunde immer nur nach den zweifelhaften „Klageliedern“ beurtheilten Propheten begriffen — Bunsens schönes Werk „Gott in der Geschichte“, welches diesem Propheten zuerst in ganzer Grösse seine religionsgeschichtliche Stellung anwies, begann erst 1857 zu erscheinen: Hitzig machte, ein Bahnbrecher in der Entwicklung dieser tieferen geschichtlichen Auffassung, ihn zu einem bedeutenden Psalmen-dichter; gleichviel ob mit zureichenden oder unzulänglichen Beweismitteln — das grosse Problem war formulirt. Der Psalter hat ihm dauernd am Herzen gelegen; 1856 veröffentlichte er in der „Züricher Monatsschrift“ eine angenehm lesbare und lehrreiche Abhandlung über die Fortdauer der hebräischen Psalmenpoesie und fast dreissig Jahre nach dem ersten Psalmenwerke erschien (1863—65) eine gewissenhaft umgearbeitete, ja neue Uebersetzung mit einem Commentar, welcher von Neuem den mittlerweile zwar durch Olshausens Psalmen von 1853 in der Annahme makkabäischer Psalmen lebhaftest unterstützten, aber überall ernst nachprüfenden Kritiker kundgibt. Unmittelbar, nachdem Hitzig die erste Psalmen-übersetzung und Erläuterung vollendet hatte, eröffnete das schöne Unternehmen des „Kurzgefassten exegetischen Handbuchs zum Alten, zum Neuen Testament und zu den Apokryphen des A. T.“, welches eine Zierde des damals Leipziger Weidmann'schen und jetzt des S. Hirzel'schen Verlages bildet, dem Züricher Exegeten ein willkommenes Arbeitsfeld. Er hat für die Reihenfolge dieser Commentare sechs Stück geliefert: zuerst 1838 die zwölf kleinen Propheten, dann 1841 den Jeremias, 1847 den Ezechiel und in demselben Jahre den Prediger Salomo's, 1850 den Daniel, 1855 das Hohelied. In ihrer knappen, immer zum Denken anregenden Haltung sind die Erläuterungen musterhaft; ihr kritischer Radikalismus erscheint vielleicht nicht immer an rechter Stelle, dann aber immer noch durch scharfsinnige Combination anziehend und gerade für den, der ihn zu widerlegen versucht, höchst lehrreich.

Das Jahr 1840 als Jubeljahr der Erfindung der Buchdrucker-kunst gab ihm Veranlassung zu einem litterarischen Beitrag zu dieser Feier: er schrieb „die Erfindung des Alphabets“. Auch hier tritt er selbständig auf und sucht den Ursprung des Alphabets in einer hebräisch-kanaanäischen Völkerschaft, wobei mit Recht die Phönizier zurückgewiesen, aber mit Unrecht die schon damals erkennbaren Zusammenhänge mit der benachbarten, bereits durch verschiedene Stufen gegangenen Schrift der Aegypter übersehen wurden. Noch weiter als in dieser Untersuchung entfernte er sich von dem vorwiegend gepflegten Gebiete der alttestamentlichen Exegese mit den beiden folgenden Schriften, einer des Jahres 1843: „Ueber Johannes Markus und seine Schriften“, und einer zweiten des Jahres 1845, welche als erster Band von Forschungen „Zur ältesten Völker- und Mythengeschichte“ eine „Urgeschichte und Mythologie der Philistäer“ brachte. Beide überraschten durch den blendenden Glanz ihrer Combinationen. Johannes Markus erschien

hier dem erstaunten Blick als der einheitliche Verfasser des Evangeliums Marci und der johanneischen Apokalypse; viele Züge in Sprache und Vorstellungsweise trugen einen frappant verwandtschaftlichen Charakter und man gewann ein anziehendes Bild des jüdisch-griechischen phantasievollen Stils. Eine ruhigere Kritik hat gegen diese Resultate entschieden. Noch rascher konnte man die weit kühneren Ergebnisse der philistäischen Forschungen verwerfen. Auf dem Boden des alten Kanaan war man berechtigt, semitische oder allenfalls in richtig gefasstem Sinne turanische Volkselemente anzunehmen: Hitzig verwandelte kühn die Philistäer in ein indogermanisches Volk und behandelte die Eigennamen nach der etymologischen Methode, wie sie Voltaire chedem spöttisch formulirt hatte: so, dass die Consonanten wenig und die Vokale gar nichts gelten. Man bedauerte die Verschwendung von Scharfsinn und reichem Wissen. Gleichwohl hielt Hitzig an seinen Resultaten oder vielmehr Voraussetzungen fest und seine beiden Abhandlungen in unserer D. M. Z. (Bd. 8 und 9, 1854 und 1855), besonders die eine über drei Städte in Syrien, verliessen den einmal gewonnenen Standpunkt nicht.

Bald nach den ersten philistäischen Forschungen wandte er sich epigraphischen Studien zu. Rawlinson's Veröffentlichung der grossen Inschriften von Behistun hatte einen neuen und mächtigen Anstoss gegeben; Hitzig untersuchte „die Grabschrift des Darius zu Nakschi Rustam“ (1847). Die Schwierigkeiten des in seiner altpersischen Fassung mehrfach zerstörten, in der zweiten und dritten Gattung noch unsicher erkannten Textes boten dem semitischen Entzifferer Hindernisse, welche in der acht Jahre späteren Behandlung der wichtigen phönizischen „Grabschrift des Eschmunazar“ (1855) leicht, wenn auch nicht ohne geistreiche Willkür überwunden wurden. In derselben Richtung bewegen sich die „Epigraphischen Miscellen“ im zwölften Bande unserer Zeitschrift (1858), welche phönizische Stein- und Gemmeninschriften zum Gegenstande haben. An der „Inscription des Mesa“ konnte er (1870) unmöglich vorbeigehen; verwunderlich blieb, dass, als er 1871 „Sprache und Sprachen Assyriens“ behandelte, er sich immer noch nicht in eine unbefangene Anerkennung der Assyriologie zu finden vermochte, vor deren Resultaten zwar manchem andern, besonneneren Forscher nur nach und nach die hauptsächlichsten Zweifel genommen worden sind, welche aber einem combinationsreichen Geiste wie Hitzig ein fruchtbares Feld dargeboten hätte.

Das reiche Gebiet des Arabischen, von wo er für seine kühnen Etymologien manches Beweismittel entlehnte, hat er sehr selten mit einer selbständigen Forschung berührt, eigentlich nur mit der Einen Abhandlung „über Ghazzālī's Ihjā' ulūm al-din“ im siebenten Bande unserer Zeitschrift (1853). Die kleinen „arabischen Analecten“ in dem bereits angeführten zwölften Bande der D. M. Z. wollen Arabisches bei Epiphanius, Irenäus und im 1. Buch der

Makkabäer entdecken; das Gebet des Elxai konnte sofort Levy als chaldäisch nachweisen.

Wir sehen, nachdem wir einige Nebenrichtungen von Hitzigs literarischer Thätigkeit nach ihrem Zusammenhange in sich bis in seine späteren Lebensjahre verfolgt haben, zurückblickend ihn gern wieder zu seinem grossen Beruf, zur alttestamentlichen Exegese zurückkehren. Zunächst beschäftigten ihn die neuen Auflagen seiner Beiträge zu dem „Kurzgefassten exegetischen Handbuche zum A. T.“ Es wäre natürlich gewesen, dass er für dieses, wie das Hohelied und den Prediger Salomonis, auch die Sprüche bearbeitet hätte: aber diese waren bereits einem andern ausgezeichneten Mitarbeiter des Unternehmens zugefallen. Hitzig konnte sie daher als ein selbständiges Werk 1855 ausgehen lassen. Er hatte der Spruchsammlung lange Vorarbeiten gewidmet; schon 1844 finden wir in Zellers Theologischen Jahrbüchern eine vortreffliche Untersuchung „über das Königreich Massa“, als dessen Fürst von jetzt ab unwiderleglich der Spruchdichter Lēmûêl gelten muss. Daher trägt dies Werk den Charakter des langjährig, liebevoll ausgearbeiteten. Zuletzt hat ihn das weiterhin näher zu erwähnende Buch Hiob beschäftigt¹⁵⁾; seine Uebersetzung mit Commentar ist Zeugniß der frischesten Kraft und unverwüsthlicher Selbständigkeit. Zwischen diesen beiden exegetischen Werken liegt noch ein historisches: „Geschichte des Volkes Israel von Anbeginn bis zur Eroberung Masada's im J. 72 n. Chr.“ (1869—70 in zwei Bänden); hier und da eine glänzende Combination, vorurtheilslos und mit psychologischem Verständniß des orientalischen Wesens gemacht, aber als Ganzes weit hinter dem grossartigen Aufbau Ewald's zurückbleibend. Wo Hitzig indessen mit seinen Vermuthungen und Aufstellungen „den Wagen Phaëton's zu besteigen“ schien (um ein Wort von ihm selbst anzuwenden): immer erscheint er in seiner Kraft des Wissens und Combinirens leuchtend, wenn auch vielleicht nicht auf den geraden Weg zum rechten Ziele, so doch sicher auf allerlei dunkle Seitenwege. Er war immer mit ganzer Seele bei Allem, und trotz seines ungelenken Wesens musste man ihn als Forscher und Menschen ebenso lieben als achten. Die Theilnehmer unserer Heidelberger Generalversammlung im Herbst 1865 werden sich gern seines Präsidiums erinnern, und wie liebenswürdig er es ertrug, dass im Vollbesitz des reichsten Humors Eduard Reuss von „Mâwarâlnahr“ es unternahm, in elegantester und dabei liebenswürdigster Weise das Etymologisiren des Vorsitzenden zu karrikiren. Nun er heimgegangen ist, sieht man sich vergeblich um, auf wen die divinatorische Kraft seiner Conjecturalkritik sich vererbt habe; die Willkür des Combinirens, zu welcher ihn sein reicher und ausgiebiger Geist so natürlich verleitete, wird vor der fort-

15) vgl. unten bei hebräischer Litteratur.

schreitenden Befestigung der Methode in der alttestamentlichen Philologie immer mehr verschwinden.

Ein weit conservativerer Vertreter der hebräischen Wissenschaft, der sich, ohne beschränkt zu sein, willig von den Ueberlieferungen seines Volkes festhalten liess, war der nächst Hitzig am 13. Februar 1875 zu Breslau in einem Alter von 74 Jahren verstorbene *Zacharius Frankel*, Oberrabbiner und Director des jüdisch-theologischen Seminars „Fraenckelscher Stiftung“ daselbst, ein langjähriges Mitglied unserer Gesellschaft. In warmen Worten haben *Joel*¹⁶⁾ und *Perles*¹⁷⁾ den braven Menschen und treuen Arbeiter geschildert. Er war in Prag am 18. October 1801 geboren, empfing die kirchliche Vorbildung der prager Talmudschule, ging dann nach Pest, um mit jüdisch-theologischen Studien classische, deutsche und mathematische zu verbinden, und ward 1832 in Teplitz Kreisrabbiner für den Leitmeritzer Kreis. Indess blieb er hier nur vier Jahr; der Ruf seines Wissens und seiner tüchtigen Beredtsamkeit verschaffte ihm 1836 das Oberrabbinat in Dresden. Hier entwickelt er eine sehr segensreiche Thätigkeit. Reich an geordnetem talmudischen Wissen, bewegt von den Interessen der modernen Cultur, fromm und zugleich denkgläubig (hierin seinem Dresdener Freunde, dem trefflichen Dr. Bernhard Beer seelenverwandt), erkannte er es als seine erste Aufgabe, in seinem neuen Vaterlande den Glaubensgenossen eine würdige Stellung erringen zu helfen. So entstand seine Schrift: „Die Eidesleistung der Juden in theologischer und historischer Beziehung“ (1840); sie hatte, dem Landtage vorgelegt, den schönen Erfolg, dass man hier und da in Deutschland den alten Judeneid aufzuheben begann. Abgesehen von dieser ihrer praktischen Bedeutung, hat diese Schrift als geschichtliche Darstellung auch wissenschaftlichen Werth und verdiente die zweite Auflage von 1847. Das Gebiet der strengwissenschaftlichen Forschung betrat er 1841 mit den „Vorstudien zu der Septuaginta“, in denen sich ein vorurtheilsloser geschichtlicher Blick zeigt. So stellt er richtig in den Vordergrund, dass diese Uebersetzung für die Juden und nicht für einen ägyptischen König gemacht sei, wengleich die Schlussfolge aus dem Unübersetztlassen einzelner hebräischer Wörter nicht zwingend ist. Geradezu auffallend erscheint neben manchen beachtenswerthen Aufstellungen die Annahme, dass die Uebersetzung der Septuaginta und vor Allem die des Pentateuchs nicht nach Aegypten gehören. An dieser

16) Rede an der Bahre des Oberrabbiners und Seminar-Dir. Dr. Zacharias Frankel. Von Rabbiner Dr. M. Joel. Breslau, Skutsch 1875, 7 S. gr. 8°. (0,30 Rm.)

17) Worte der Erinnerung an den verewigten Ober-Rabbiner und Seminar-Dir. Dr. Z. Frankel. Gesprochen an ייִקוּהָל שְׂכֵסֶה 5635 in der Synagoge zu München von Dr. Jos. Perles. München, Th. Aekermann in Comm. 1875. 12 S. gr. 8°. n. n. 0,60 Rm.)

Ansicht mag aber wenigstens die Unabhängigkeit von der sehr alten Tradition geschätzt werden. In derselben Richtung bewegte sich die Untersuchung „über den Einfluss der palästinensischen Exegese auf die Alexandrinische Hermeneutik“ (1851), zu welcher dann noch das Programm von 1854 (das erste seiner sogleich zu erwähnenden Breslauer Stellung) „über palästinensische und alexandrinische Schriftforschung“ zu ziehen ist. Bereits 1844 hatte er eine „Zeitschrift für die religiösen Interessen des Judenthums“ begonnen, welche wissenschaftliche und populäre, praktische Zwecke verbinden sollte, aber nur drei Jahrgänge erlebte; ein besseres Schicksal hatte und einen höhern Flug nahm seine seit 1852 bestehende und noch jetzt von H. Grätz glücklich geleitete „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums“, in welcher er selbst zahlreiche Arbeiten veröffentlichte. Denn seine emsigen wissenschaftlichen Studien wurden niemals durch seine praktischen Interessen und Pflichten gestört und wenn er 1846 „den gerichtlichen Beweis nach mosaisch-talmudischem Rechte“ behandelte, so empfing die Wissenschaft auch ihr gutes Theil. Darum darf man seine Berufung nach Breslau im Jahre 1854 als Oberrabbiner und Director des jüdisch-theologischen Seminars Fraenkelscher Stiftung als eine wohl verdiente und glückliche bezeichnen. Es will etwas bedeuten, dass damals an diesem Seminar ein klassischer Philolog wie Jacob Bernays einen Wirkungskreis finden konnte. Frankel machte sich jetzt an ein Werk, das er als eine Lebensaufgabe ansehen mochte, an eine Einleitung in die Mischnah. Ein erster Theil dieser 'Darkê ha-Mischnâh' erschien 1859 in ganz hebräischem Gewande und doch seinem freieren kritischen Theile nach für die Kreise der ausserjüdischen Wissenschaft angelegt. Innerhalb des Judenthums verstand man ihn nicht ganz und es entstand eine so unerquickliche Polemik, als deren äusserste Flügel Benjamin Hirsch Auerbach und Salomon Loeb Rapoport bezeichnet werden können, dass Frankel sein Werk unvollendet liess. Seine schriftstellerische Thätigkeit wurde indess durch diesen Hader nicht verkümmert; schon 1860 gab er seine werthvollen „Grundlinien des mosaisch-talmudischen Eherechts“. Schmerzlich berührte ihn der am 1. Juli 1861 erfolgte Tod seines Freundes Bernhard Beer, der seine schöne Büchersammlung durch Vermächtniss zwischen die Universitätsbibliothek in Leipzig und die jüdische Seminarbibliothek in Breslau theilte. Der letztere Umstand ward für Frankel auch äussere Veranlassung, in dem Jahrgange 1862 seiner Monatsschrift ein 1863 auch besonders ausgegebenes, warm empfundenes Lebensbild des Heimgegangenen zu entwerfen. In den letzten Lebensjahren trat er nur noch einmal mit einer grössern literarischen Leistung auf, mit einem geschätzten „Entwurf einer Geschichte der Literatur der nachtalmudischen Responsen“ (1865). Um den besten Lohn seines Schaffens sah er sich indess durch die Aufnahme seiner 'Darkê ha-Mischnâh' gebracht,

indem er hier das ehrenvolle Missgeschick aller vermittelnden Standpunkte erfahren musste und übersah oder übersehen wollte, wie bequem es sei, in Extremen nach rechts oder links sich zu bewegen. Aber sehr fruchtbare Anregungen hat er doch gegeben und wir haben auf sie schon oben bei Abraham Geiger hindeuten können.

Es war ein wunderlicher Glaubensgenosse, der als der nächste Frankel im Tode folgte: *Eljakim Götz Carmoly*, gestorben zu Frankfurt a. M. im März 1875. Er war in Colmar 1802 aus einer Familie Sulz geboren, wechselte seinen Aufenthalt ziemlich häufig, lebte am längsten in Brüssel und zuletzt in Frankfurt a. M. Es ist bekannt, dass der grösste jüdische Bibliograph diesen nicht selten zweideutig erscheinenden Gelehrten mit unerbittlicher Kritik verfolgt und geradezu litterarischer Erfindungen beschuldigt hat. Indess das Verzeichniss seiner nachgelassenen Bücher und Handschriften¹⁸⁾ weist thatsächlich überraschende Curiosa auf. Und vielleicht durfte der Umstand, dass Männer wie Lelewel, R. Kirchheim und Polack mit ihm in litterarischem Verkehr standen, in etwas für seine Zuverlässigkeit sprechen. Er hat sich besonders mit der hebräischen Reiseliteratur beschäftigt. So erschien 1831 das 'Sibbúb ha-ólám' des Rabbi Pethachja mit französischer Uebersetzung von ihm; 1838 der Reisebericht des Eldad ha-Dani französisch; 1841 'massá'óth' hebräisch; 1847 Itinerarien jüdischer Reisender nach Palästina aus dem 13.—16. Jahrhundert französisch übersetzt. Andere Arbeiten galten dem Geschichtlichen, besonders dem Litterargeschichtlichen; so die unvollendet gebliebenen 'Tólédóth gëdólê Jisrá'él von 1828; ferner sein Antheil an Chajjim Polack's Ausgabe von Azulai's 'Schém ha-gëdólim' 1843, wie an der Kirchheim'schen des 'Ta'am zëqênîm' von Eliezer Aschkenazi 1854; die französische Bearbeitung der Sendabar-Parabeln 1849 und die 'Dibrê ha-jámîm li-bënë Jachjá' 1850. Allerlei giebt er in seiner 'Revue orientale', von der in Brüssel 1841—44 drei Bände erschienen, und aus welcher unter Anderem die 'Histoire des médecins juifs anciens et modernes' 1844 besonders abgedruckt wurde. Von diesem Sammelwerk könnte man mit Recht gewissenhaftere Vollständigkeit der Textmittheilungen und Belege, wie auch sonst von Carmoly's Schriften verlangen; an auffälligen Angaben hat man jedoch nicht ohne Weiteres und unbedingt zu zweifeln, da ihm ungeahnte Quellen zur Verfügung standen.

Wenn Carmoly bisweilen sich mit mysteriösen Scheine zu umgeben schien, dann verfiel der Mann, den unter den semitischen Philologen als einen der Grössten der Frühling des Jahres 1875 dahin nahm, in einen entgegengesetzten Fehler: rücksichtslos gegen sich und andere gab *Heinrich Ewald*¹⁹⁾ sich immer mit seinen

18) vgl. unten bei hebräischer Litteratur.

19) vgl. Unsere Zeit N. F. XI², 18 (15. Sept. 1875) p. 474; Dillmann im Neuen Reich 1875 Nr. 20; Nekrolog in der Protestant. K.-Zeitung 1875 Nr. 21.

ganzen Sympathien und Antipathien, mit seinen willkürlich durch einander gemengten sittlichen und wissenschaftlichen Urtheilen oder Vorurtheilen in Schrift und Wort, in Leben und That ganz dem Anblick des litterarischen und bürgerlichen Publikums hin. Sein Charakter könnte Gegenstand der interessantesten psychologischen Analyse werden; aber hier geziemt es sich, vor Allem das Werden des grossen Orientalisten und alttestamentlichen Forschers in's Auge zu fassen. Georg Heinrich August Ewald wurde als der Sohn eines armen Tuchwebers in Göttingen am 16. November 1803 geboren. Eine entbehrungsreiche Kindheit und Jugend verhinderte, dass sein ohnedies energisch angelegter Charakter sich zu einem milderen Temperament umbilden liess; er, der jung mit dem Leben ringen gelernt hat, glaubte immer auf sich selbst angewiesen zu sein und in sich selbst allein Halt finden zu können. Die Autonomie des Handelns und des Wissens bildete sich früh zu einer leicht in das Schroffe fallenden, geschlossenen Einheit aus, welche keine Grenzen des einen gegen das andere erkannte oder anerkannte. Seine natürlichen Anlagen wurden durch einen eisernen Fleiss ergänzt, und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt tüchtig vorgebildet, bezog er bereits 1820 ebendasselbst die Universität, mit einer von Anfang an sehr zuversichtlichen Auffassung seiner Lebensaufgabe sich sofort orientalischen, speciell alttestamentlichen Studien zuwendend. Es war eine glückliche Fügung, dass er noch ganz unter des wenn auch bejahrten Johann Gottfried Eichhorn Einflusse stehn konnte. Hier wurde zwar keine grammatische Akkuratesse in erster Linie erzogen, aber der Sinn für die geschichtliche Bewegung der Ideen genährt. Damit war durchaus keine Vernachlässigung der Detailforschung gegeben, ohne welche jene Bewegung der Ideen nicht erkannt werden konnte; vielmehr konnten die Theilnehmer an der Göttinger Generalversammlung der DMG. von 1852, welcher Ewald präsidirte, aus dessen eigenem Munde hören, dass in dem weiten Bereiche unserer Wissenschaften nichts so klein und scheinbar so unbedeutend sei, dass wir nicht auch darüber feste und sichere Ansichten zu gründen streben müssten.²⁰⁾ Der junge Theolog arbeitete mit eisernem Fleiss und verfasste, noch Student, „die Composition der Genesis“, welche aber erst 1823 im Druck erschien: man muss staunen, wenn man den fertigen Gelehrten diese Untersuchungen in den theologischen Studien und Kritiken von 1831 fortsetzen und in den Quellenuntersuchungen zur „Geschichte des Volkes Israel“ zu dem ihm möglichen Abschluss bringen sieht. Nach Vollendung seiner Studien unterrichtete er vorübergehend am Wolfenbüttler Gymnasium, erhielt aber bereits 1824 die Stelle eines Repetenten in der theologischen Fakultät zu Göttingen und hatte sich hier durch seine Erstlingsschrift schon solche Aner-

20) Vgl. die für Ewalds Anschauungen charakteristische Eröffnungsrede in der Z. d. D. M. G. VII (1853) p. 6.

kennung gewonnen, dass er seitdem als ständiger Mitarbeiter der Gelehrten Anzeigen erscheint, welche ebenso zahlreiche als wichtige Beiträge von ihm empfangen haben. Von seiner hervorragenden Selbständigkeit zeugte auch sogleich seine nächste wenig umfangreiche aber überaus gedankenvolle Schrift 'De metris carminum arabicorum' (1825). Charakteristisch ist der Streit, in welchen Freytag mit Ewald nicht allein, wie es dem ersten Blick scheinen konnte, aus eigennützigem Gründen gerieth; sondern in ihm stellte sich auch der Gegensatz des aus der Sache selbst heraus Denkens und der Dienstbarkeit unter dem Mechanismus der nationalen Metrik der Araber dar. Rödiger besprach die Schrift nebst der ihr sich entgegenstellenden Freytags in einer höchst werthvollen Recension der Hallischen Litteraturzeitung von 1829 und Ewald hatte 1833 noch keine Veranlassung, seine stark antikisirende Theorie aufzugeben; ja Wright zog noch 1875 mit vollstem Recht die Ewald'sche Anordnung der arabischen Metrik derjenigen vor, welche die Nationalmetriker ganz äusserlich herausgekünstelt haben. Die nächste Arbeit galt wieder dem Alten Testament: „Das Hohelied“ von 1826, für welches er (gegenüber der besonders von Herder in Umlauf gesetzten Liedertheorie) eine geschlossene Einheit nachzuweisen versuchte. In demselben Jahre führte ihn eine Studienreise nach Berlin, wo er die orientalischen Handschriften der kgl. Bibliothek untersuchte. Das Jahr 1827, in welchem er eine ausserordentliche Professur erhielt, ist durch drei Schriften verschiedener Art und Bedeutung ausgezeichnet: die „kritische Grammatik der hebräischen Sprache“, den Bericht Wâqidî's über die muhammedanische Eroberung Mesopotamiens und die Untersuchungen „über einige ältere Sanskritmetra“. In der letztgenannten Richtung fehlte der indischen Philologie damals noch das ausreichende Untersuchungsmaterial, Texte (zumal vedische) wie einheimische systematische Darstellungen: es konnte daher von einem wissenschaftlichen Abschluss gar nicht die Rede sein. Um einen bedeutenden Schritt wurde jedoch die interessante, ihrer ganzen Lösung noch harrende Wâqidî-Frage über Hamakers um zwei Jahr frühere, auf Memphis und Alexandrien bezügliche Publikation hinausgeführt. Von der einschneidendsten und nachhaltigsten Wirkung war aber die „kritische Grammatik“. Jeder semitische Philolog steht unter dem Einfluss dieses nachher immer vollendeteren Werkes eines vierundzwanzigjährigen Orientalisten, der zum ersten Male mit consequenter Energie an die Stelle der Formbeschreibung die Formerklärung setzte. Es verschlägt nichts, wenn man bei anmerkensamer Betrachtung Beziehungen zu der demonstrativen Methode Alttings oder Danzens findet: weder in der Geschichte der Wissenschaft noch in irgend einer andern Geschichte giebt es Zusammenhangsloses. Aber ein wirkliches System der hebräischen Grammatik im rechten Sinne des Wortes hat Ewald erst geschaffen. Der Unterschied von der in sich durchaus berechtigten Gesenius'schen Methode gestaltete sich

allmählich zu einem Gegensatz, der auch gelegentlich praktische Bedeutung gewann. Auf die Grammatik folgte, scheinbar abbiegend, 1828 sein 'Commentarius in Apocalypsim exegeticus et criticus', nicht aber aus einer theologischen Laune hervorgegangen, sondern aus seiner Gesamtauffassung des Hebräerthums in seiner dem Urchristlichen engverbundenen religiösen und litterarischen Entwicklung. Auch hier drang er ganz rationell auf die Erklärung des dunklen Werkes aus seiner geschichtlichen Umgebung heraus. Im J. 1829 besuchte er Paris, wo der Altmeister der Arabisten, Silvestre de Sacy, obschon ein Siebziger, noch thätig war. Was ihn aber von dessen Methode schied, konnte schon die beachtenswerthe Recension der 'Anthologie grammaticale' in den Göttinger gelehrten Anzeigen vom J. 1830 zeigen; noch mehr aber stellte sich die Unabhängigkeit von der arabischen Nationalgrammatik in seiner 'Grammatica critica linguae arabicae' heraus, welche 1831--33 in zwei Bänden erschien. Nicht als ob er jene Nationalgrammatiker verachtet hätte: er kannte ihren Scharfsinn und Reichthum an minutiösen Beobachtungen zunächst zwar nur aus Lumsden's unvollendet gebliebener 'Grammar of the arabic language according to the principles in the schools of Arabia'; aber das reichte vollkommen hin, den auf selbständiges Durchdenken ganz eminent angelegten Mann gegenüber dem hier bequem importirten grammatischen Rabbinismus vorsichtig zu machen. Wie scharf er auch das Einzelne zu erkennen und zu durchdringen wusste, zeigte der noch vor die Vollendung der arabischen Grammatik fallende erste Band seiner 'Abhandlungen zur orientalischen und biblischen Litteratur' (1832). Auf dem Standpunkte, den er jetzt einnahm, war ein principieller Gegensatz zu der Detailforschung in der arabischen Philologie gar nicht angezeigt; wenn er später zu dem grössten Meister der arabischen Grammatik nach de Sacy's Tode sich bisweilen feindselig zu verhalten schien, so war das keine nothwendige Consequenz, sondern das für den Vielseitigen demüthigende Gefühl der instinctiven Unterordnung unter den sich gewissenhaft beschränkenden grossen Fachmann und das Ergebniss sehr verschiedenartiger psychologischer Momente. Das Erscheinen des ersten Bandes seiner arabischen Grammatik trug ihm (1831) die ordentliche Professur in der philosophischen Fakultät ein, welche vier Jahr später als die der orientalischen Sprachen präcisirt ward. Zunächst beschäftigte ihn die Neubearbeitung seiner grossen hebräischen Grammatik, welche 1835 erschien; zugleich begann er seine „Poetischen Bücher des Alten Bundes“ in Uebersetzungen, mit bedeutenden Einleitungen und kurzen Anmerkungen herauszugeben, die 1837 in vier Bänden abgeschlossen vorlagen. Lebhafter als beim Erscheinen der hebräischen Grammatik begannen bei diesem Werke die gegnerischen Ansichten auf einander zu stossen, besonders da gleichzeitig Hitzig mit seiner Bearbeitung der Psalmen und der für Ewald niemals annehmbaren Aufstellung makkabäischer Psalmen auftrat. Fast scheint es,

als ob er jetzt erregbarer als früher geworden sei, als ob die eigenthümliche Auffassung auch der kleinsten wissenschaftlichen That als einer sittlichen Handlung, und einer etwaigen gegnerischen wissenschaftlichen Kritik als Angriffs auf den Charakter sich zu entwickeln begonnen habe. Die Anerkennung, welche man ihm durch die Wahl zum Mitgliede der Göttinger Societät der Wissenschaften entgegen brachte (1835), und eine Reise nach Italien erfrischten wohl seine grossartige Arbeitskraft, milderten aber jene gefährliche Stimmung nicht. Damals immer noch grosser Gedanken voll regte er 1837 die Gründung der den deutschen Orientalismus schon etwas einigenden „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes“, der Vorläuferin und Bahnbrecherin unserer deutschen morgenländischen Zeitschrift an; ihm gehört in dem ersten Bande der noch jetzt höchst lesenswerthe Plan, und die Freunde freuten sich, den spröden und bisweilen rauhen Genossen mit trefflichen Männern wie v. d. Gabelentz, Kosegarten, Lassen, Neumann, Rödiger und Rückert verbunden zu sehn. Er war als Mitarbeiter ausserordentlich thätig und schrieb über Alttestamentliches, Phönizisches, Himjarisches, Arabisches, Puschtu u. s. w.

Da traf ihn, den geborenen Hannoveraner, den Mann des reizbarsten Gewissens, mit der Katastrophe vom 12. December 1837 ein Schlag, den und dessen Folgen er nie verwunden hat, wenn gleich er später, als König Ernst August das Absetzungsdekret zurückgenommen, nach Göttingen zurückgekehrt ist. Er gehörte zu den verwiesenen sieben Professoren. Zunächst begab er sich nach England, doch führte ihn bereits 1838 der Ruf als ordentlicher Professor der Theologie nach Tübingen. Hier untersuchte er sofort die orientalischen Handschriften der Universitätsbibliothek, deren Verzeichniss 1839 ausgegeben ward; dann erschienen, als eine Art Fortsetzung der poetischen Bücher, 1840 „Die Propheten des A. B.“ in zwei Bänden, ein von der landläufigen Exegese durch Tiefsinn und selbständige sprachliche Auslegung sich weit entfernendes Werk. Ruhm und Wirksamkeit trugen ihm 1841 den württembergischen persönlichen Adel ein. Um dieselbe Zeit trat das Bedürfniss einer neuen Ausgabe seiner grossen hebräischen Sprachlehre wieder an ihn heran, welche denn auch 1844 erschien; vorher aber fand er es bei der Ausdehnung, welche dies Werk nach und nach angenommen, angemessen, eine „hebräische Sprachlehre für Anfänger“ (1842) erscheinen zu lassen, die indess erst in wiederholten Auflagen einen durchsichtigeren, dem ersten Lernen entsprechenderen Charakter gewonnen hat. Aber seine Gedanken und Arbeiten waren bereits auf grössere Pläne gerichtet und so entstand denn seit 1843 seine „Geschichte des Volkes Israel“, welche in der letzten 1868 vollendeten Ausgabe sieben Bände und einen Anhang über die „Alterthümer des Volkes Israel“ umfasst: ohne Zweifel das tief sinnigste Werk, welches die alttestamentliche Wissenschaft besitzt, und wenn diese einen integrirenden Bestandtheil der semi-

tischen Philologie ausmacht, das ideenreichste auf diesem Gebiete überhaupt. Um so mehr ist zu beklagen, dass ein Mann, der ein solches Werk zu entwerfen und auszuführen vermochte, nicht im Stande war, die Tübinger Universitätswelt und besonders innerhalb dieser den einsam grossen Baur zu verstehen. Es wäre ein Grosses gewonnen worden, wenn die aus dem grauen Alterthum der Hebräer herabsteigenden Forschungen Ewalds den in die Geschichte des Urchristenthums hinaufsteigenden Baur an der entscheidendsten Stelle verständnissvoll und freundlich begegnet wären. Unter den in Tübingen gegebenen, durch den Zusammenstoss der verschiedenartigsten Richtungen von der katholischen Rechten bis zur Hegel'schen Linken verwirrten Verhältnissen schien Ewald zu keiner ruhigen Würdigung der Persönlichkeiten kommen zu können; ja persönliche Momente bedingten bisweilen sogar seine wissenschaftlichen Anschauungen (wie in der Frage über die Echtheit des Evangeliums Johannes, die ihm gegen Baur feststand). Unberührt hiervon blieben seine verdienstlichen Arbeiten, die er in Gemeinschaft mit Leopold Duker unternahm, die „Beiträge zur Geschichte der ältesten Auslegung und Spracherklärung des A. T.“ in drei Bänden, von denen der dritte den Jehuda Chajjug zuerst in's rechte Licht stellte. Als er aber 1848 nach Göttingen zurückberufen ward, gab er die Schrift „Ueber meinen Weggang von der Universität Tübingen mit andern Zeitbetrachtungen“ heraus, welche in ihrem Inhalt für ihn selbst höchst auffällig und für die verlassene Universität kränkend war. Und damit war der Conflict noch nicht einmal erledigt. Es liess ihm keine Ruhe die Tübinger Schule anzuklagen, sei es in gelegentlichen Aeusserungen oder in ausführlichen Arbeiten über das Neue Testament, welche an dieser Stelle nicht näher in Betracht kommen. In erster Beziehung rief er nach Baur's Tode eine energische Zurechtweisung, welche er leider verdient hatte, durch Eduard Zeller hervor. Die „Jahrbücher der biblischen Wissenschaft“, welche er in zwölf Bänden von 1848 bis 1865 selbst schrieb und herausgab, enthielten neben vielen trefflichen Studien zur biblischen Philologie allerlei Angriffe der Art, auch gegen den Papst und unter der Hand gegen weltliche Fürsten, welche zu seiner Verwunderung nicht reagierten. Aber nie schwand die Grösse der morgenländischen Wissenschaft vor seinem weitausschauenden Blick, wie er das in der bereits erwähnten Eröffnungsrede zu unserer Generalversammlung in Göttingen 1852 darthat. Neben seinen Arbeiten am A. und N. T., welche in seinem dreibändigen Werke (dem letzten, welches er schrieb) „Die Lehre der Bibel von Gott“ (1871—75) ihren Abschluss fanden, stellte er zahlreiche Specialuntersuchungen an; so auf dem Gebiete des Phönizischen über „die grosse Inschrift von Sidon“ (1856), „über die phönizischen Ansichten von der Welterschöpfung“ (1857); er resumirte „den heutigen Stand der phönizischen Forschungen“ (1859 in dem 13. Bande unserer Zeitschrift), und gab zuletzt 1864 eine

„Abhandlung über die grosse karthagische und andere neu entdeckte phönikische Inschriften“. Ueber diesen Theil des Semitismus brachten die „Göttinger gelehrten Anzeigen“ fast ausnahmslos Kritiken von seiner Hand. Da es ihn stets anlockte, die Entwicklung des Alttestamentlichen bis zu dem Siege des Christenthums und dem Aufkommen des Islâm zu verfolgen, widmete er der apokryphischen und der verwandten Litteratur besondere Aufmerksamkeit. So entstanden die Untersuchungen „über das aethiopische Buch Henoch“ (1854), „über die sibyllinischen Bücher“ (1858) und „über das vierte Ezrabuch“ (1863). Eine seiner eigenthümlichsten Untersuchungen, zu welcher sich zahlreiche Andeutungen in allen seinen Schriften, besonders in seiner hebräischen Sprachlehre finden, bieten die „Sprachwissenschaftlichen Abhandlungen“ (I, 1861). Hier sucht er (vom Koptischen ausgehend, ähnlich wie Friedrich Rückert das im Sinne hatte) den Nachweis des organischen Zusammenhanges der drei grossen Sprachstämme zu führen, des indogermanischen („mittelländischen“), semitischen und turanischen („nordischen“). Eine entscheidungsfähigere Frage behandelte er in der Abhandlung, welche 1871 die Schriften der Göttinger Societät brachten: „über die geschichtliche Folge der semitischen Sprachen“.

Man muss erstaunen, wenn man diese reiche und dazu so selbständige Thätigkeit überblickt; sie würde noch grösser gewesen sein, wenn er sich nicht praktischen Fragen, und wie es seine Art war sofort mit aller Energie zugewendet hätte. Nachdem er wiederholt in seinen „Jahrbüchern biblischer Wissenschaft“ über allerlei Religiöses und Kirchliches geredet hatte, mischte er sich seit 1862 mit aller Entschiedenheit in die kirchlichen Kämpfe, liess sich 1863 in die Vorsynode wählen und war 1863—66 Mitglied des Protestantenvereins, um hier wie dort mannichfache Enttäuschungen zu erfahren. Aber am schlimmsten traf ihn das Jahr 1866. Seit lange hegte er eine tiefe, in ihren Ursprüngen hier nicht weiter zu untersuchende Antipathie gegen den Staat Friedrichs „des Zweiten“. Als die Ereignisse des genannten Jahres hereinbrachen und ihn zu einem preussischen Unterthanen machten, verengte sich die gross angelegte Seele zum beschränktesten welfischen Partikularismus, der sich naiv missbrauchen liess und gegenüber der mächtigen Wirklichkeit lächerlich ward. Kaum vermochte irgend ein Mitglied des Reichstages, in welchem man ihn so oft verlachte, den doch bei allem Irrthum sittlichen Hintergrund eines solchen sich Blossstellens zu ahnen. Schon im September 1867 war er auf seinen Wunsch pensionirt worden, da er den Eid der Treue dem neuen Landesherrn nicht zu leisten vermochte. Als er aber seit dem Jahre 1868 als Vertreter der Welfenpartei in eine heftige partikularistische Opposition gerieth, verlor er noch das Recht Vorlesungen zu halten und ward sogar mit Gefängnisstrafe bestraft. Bei der Kunde von seinem, nach verhältnissmässig kurzer Krankheit am 4. Mai 1875 erfolgten Tode dachte das grosse Publikum

nur an den schlechten, unpraktischen, unfreiwillig komischen Politiker. Die Wissenschaft aber ist in der schönen Lage, dankbar das Gedächtniss eines ausserordentlichen Gelehrten zu bewahren. Seine Werke liegen vor Aller Augen; nicht jeder kennt die engen Beziehungen, welche zwischen dem Meister und seinen Schülern bestanden und bis über das Grab hinaus bestehen: es sind die Träger grosser Namen, welche jetzt um Beiträge zu einem Denkmal für ihren Lehrer bitten. Niemals hat ausser dem General v. Radowitz und dem englischen Philosophen und Mathematiker William Whewell auf mich irgend eine Persönlichkeit einen so unmittelbar raschen Eindruck von Grösse gemacht wie Heinrich Ewald, selbst nicht einmal Alexander v. Humboldt. Er erschien wie eine alttestamentliche Prophetengestalt mit absoluter Selbstgewissheit, für die es kein Adiaphoron gab; aber dass er Persönliches und Sachliches, Subjectivethisches und Objectivwissenschaftliches nicht zu unterscheiden vermochte, war die Achillesferse seiner gewaltig geschaffenen Persönlichkeit.

Ganz anders geartet war der alttestamentliche Philolog, welcher unserer Gesellschaft, zu deren ältesten und treuesten Mitgliedern er gehört hat, nächst Ewald entrissen wurde: *J. J. Stähelin*, gestorben als ordentlicher Professor der Theologie am 27. August 1875 während eines vorübergehenden Aufenthalts zu Langenbruck im Süden des Kantons Basel-Land. Er war aus einer reichen Patrizierfamilie in Basel am 6. Mai 1797 geboren und hatte mit aller Behaglichkeit sich theologischen und orientalischen, besonders semitischen Studien hingeben können. Ein besonders nahes Verhältniss hatte sich vorübergehend 1823 mit dem damals noch ganz kritisch rationalistischen Hengstenberg angeknüpft. Er war gewohnt mit grosser Bedächtigkeit zu arbeiten, wie sie auch durch seine Vorliebe für kritische Studien über die geschichtlichen Bücher des A. T. gefordert war. Er erhielt früh eine theologische Professur in seiner Vaterstadt; als Schriftsteller tritt er besonders seit dem Jahre 1830 auf, in welchem seine „Kritischen Untersuchungen über die Genesis“ erschienen. Sie bezeichnen einen wesentlichen Fortschritt in der Geschichte der Pentateuchkritik, der erst von P. v. Bohlen ab überholt werden sollte. Stähelin begleitete aber diese neuen Fortschritte mit der Aufmerksamkeit eines Mitforschers und trat 1843 mit „Kritischen Untersuchungen über den Pentateuch, die Bücher Josua, der Richter, Samuelis und der Könige“ hervor, in welchen besonders die Hervorhebung eines inneren Zusammenhangs in der Entwicklung der althebräischen Geschichtschreibung verdienstlich war. In diesem Forschungskreise bewegte sich auch im Wesentlichen, was er gelegentlich auf unsern Generalversammlungen vortrug und dann zum Abdruck brachte; so suchte er als Vicepräsident der Basler Versammlung 1847 in einem Vortrage nachzuweisen, dass das Buch Josua nicht nur die Eroberung, sondern auch die Vertheilung Palästina's unter die einzelnen Stämme

kenne; 1849 brachte der dritte Band unsrer Zeitschrift eine Untersuchung „über die Anordnung des Buches Jeremia“; ein Erlanger Vortrag von 1851 „zur Kritik der Psalmen“ wurde im sechsten Bande der Zeitschrift veröffentlicht; ungedruckt blieb der in den Hauptpunkten in das Einleitungswerk aufgenommene Göttinger Vortrag von 1852 über das Verhältniss der Bücher Esra, Nehemia und der Chronik; 1855 (im neunten Bande unsrer Zeitschrift) erschien die Untersuchung über „die Verhältnisse des Stamm Levi“. Allerlei Notizen gab sein Stuttgarter Vortrag „über Gibeon und Gibeon und die Zahlangaben im Buche Daniel“. Alle diese einzelnen Studien flossen dann zusammen in der „Speciellen Einleitung in die kanonischen Bücher des A. T.“ (1862), dem umfassendsten Werke, das er überhaupt geschrieben hat und das von seiner Besonnenheit ein wohlthuendes Zeugniß ablegt. Sofort nach Vollendung desselben begann er seine Arbeiten zur Geschichte Davids. Noch in demselben Jahre 1862 brachte der 16. Band unsrer Zeitschrift von ihm eine Untersuchung „über die Davidischen Psalmen, die die Ueberschriften in die Saulischen Verfolgungen setzen“; im folgenden Jahre der 17. Band Weiteres über „die Lokalität der Kriege Davids“ und 1864 hielt er auf der Hannoverischen Generalversammlung einen Vortrag „über die letzten Zeiten der Regierung des Königs David“, so dass 1866 das Erscheinen seines „Lebens Davids“ niemand überraschte. Dies war eigentlich sein letztes Werk; denn wenn er auch im dritten Bande der Deutschen Vierteljahrsschrift von Heidenheim (1866) Untersuchungen über „die Propheten des A. B.“ begann, so sind sie doch zu keinem Abschluss mehr gekommen. Näher noch als durch diese litterarische Thätigkeit stand Stähelin unsrer Deutschen morgenländischen Gesellschaft durch sein persönliches Interesse für diese. Wenn von der Hand irgend eines unbekannt bleiben wollenden Wohlthäters ein litterarisches Werk zu fördern war, so durfte man ihn fast immer hinter dem Anonymus vermuthen; er selbst liebte es nicht, davon viel zu reden und zu hören. Unsere Gesellschaft hatte aber guten Grund, ihm als einem ihrer Hauptförderer im Jahre 1873 zu seinem fünfzigjährigen Doctor-Jubiläum mit herzlichem Dank zu gratuliren.

Als der letzte der alttestamentlichen Forscher ist der bald nach der Rostocker Versammlung, am 13. October 1875 in Szegedin verstorbene *Leopold Löw* zu erwähnen. Er war 1811 in dem mährischen Boskowitz geboren, hatte eine tüchtige talmudische Bildung erhalten und verschiedene Rabbinate in Ungarn verwaltet, bis er die wichtige Stelle eines israelitischen Bezirks-Schulaufsehers des Csongrader Comitats und Oberrabbiners in Szegedin erhielt, in welcher Stelle er bis zu seinem Tode verblieben ist. Unserer Gesellschaft gehörte er seit 1859 an. Sein Lebenslauf führte ihn auf die litterarische Behandlung vieler praktischer Fragen, welche er jedoch niemals rein äusserlich auffasste. Nach dieser Seite heisst

eine seiner schönsten Schriften charakteristisch: „Die Reform des rabbinischen Ritus auf rabbinischem Standpunkte“, 1839 als Einleitung zu Aharon Chorin's „Jeled Zëqûnim“ veröffentlicht. Aus der Bewegung des Jahres 1871 in den ungarisch-jüdischen Kreisen gingen mehrere kleine Schriften hervor, wie „der jüdische Congress in Ungarn, historisch beleuchtet“ (eine ziemlich umfassende Arbeit); „das neueste Stadium der ungarisch-jüdischen Organisationsfrage“; „Jüdische Dogmen“; die Schrift „Zur neueren Geschichte der Juden in Ungarn“ erschien 1874 sogar in zweiter Auflage. Für die strengere Wissenschaft sind seine „Beiträge zur jüdischen Alterthumskunde“ überaus wichtig. Der erste 1871 erschienene Band behandelte die „graphischen Requisiten und Erzeugnisse bei den Juden“; der zweite weiter unten noch specieller zu erwähnende von 1875 „die Lebensalter in der jüdischen Litteratur“ zeigt, was der sinnige und sorgsame Forscher hätte leisten können, wenn er in eine stäte Berührung mit den fachmässigen wissenschaftlichen Kreisen gesetzt gewesen wäre. Uns, die wir im Binnenlande der Wissenschaft leben, wird es nicht immer bequem, dem treuen Fleiss solcher Männer, wie dieses wackern Oberrabbiners gerecht zu werden: haben wir doch selten vollständige Nachweisungen über den Umfang ihrer litterarischen Thätigkeit zur Hand.

Wir können das Gebiet der alttestamentlichen Philologie nicht verlassen, ohne etwas zurückgreifend an einen Mann zu erinnern, dessen Schwerpunkt mehr nach der neutestamentlichen Wissenschaft fällt, dem aber die Bibelforschung überhaupt viel schuldet; an den etwa zwei Monate nach den Innsbruckertagen, am 7. December 1874 verstorbenen *Constantin v. Tischendorf*²¹⁾. In ihm verbanden sich in einem seltenen Grade früh gewonnene Klarheit über seine Lebensaufgabe, energischer Fleiss für deren Lösung und Talent zur Berühmtheit. Das inhaltreiche Leben des hochverdienten Mannes, welcher die neutestamentliche Kritik und griechische Handschriftenkunde neu gegründet hat, bis in seine Einzelheiten zu verfolgen ist hier nicht die Stelle, wenn er auch unserer deutschen morgenländischen Gesellschaft seit dem ersten Jahre ihres Bestehens angehört hat; es genügt bei dem diesseits und jenseits des Oceans Berühmten die Hauptpunkte im Sinne unserer Wissenschaft hervorzuheben. Geboren als Sohn eines Arztes in dem voigtländischen Lengefeld am 18. Januar 1815 hatte Lebegott Friedrich Constantin Tischendorf auf dem Gymnasium in Plauen eine tüchtige Bildung erhalten und von Ostern 1834 bis 1837 in Leipzig Theologie und Philologie mit solchem Erfolge studiert, dass sofort nach dem akademischen Triennium seine litterarischen Arbeiten begannen, welche unter königlich sächsischer Unterstützung ihn zunächst uach verschiedenen Handschriftensammlungen in Deutschland, nach Paris,

21) vgl. Unsere Zeit, N. F. XI², 15 (1. Aug. 1875) p. 224 f.

Holland und England führten. Von grösster Bedeutung war sein zweijähriger Aufenthalt in Paris, während dessen er den zuerst 1842—45 herausgegebenen, 1846 mit neuem Titel wiederholten 'Codex Ephraemi Syri rescriptus' entzifferte und damit Bruchstücke des griechischen A. und N. T. nach einer Handschrift des fünften Jahrhunderts vorlegte. Noch während dieser Publikation, nachdem er fast ein Jahr auf die Untersuchung der Bibliotheken Italiens verwendet, unternahm er die erste Reise nach dem Orient in der richtigen Einsicht, dass die morgenländischen Klöster eine Fülle unberührten Materials für die Textgeschichte der Bibel und ihrer Nebenläufer, der Apokryphen, enthalten müssten. Ueber die Erfolge, das praktische Geschick und die grossen Absichten des Gelehrten konnte für einen Augenblick sehr leicht die Haltung seiner zweibändigen „Reise in den Orient“ (1845—46) täuschen, deren wunderliche Ueberschwänglichkeit Fallmerayer mit dem bittersten Hohn kritisirte. Die Ausbeute war eine grossartige. Unter den verschiedenen Handschriften in griechischer und orientalischen Sprachen zeichnete sich besonders eine jetzt in Dresden aufbewahrte Pergamenthandschrift aus, welche Tischendorf in dankbarer Verehrung gegen seinen Landesherrn 'Codex Friderico-Augustanus' (fälschlich statt 'Augusteus', da er doch nichts mit Augsburg zu thun hatte) nannte und unter diesem Titel herausgab. Es war das zuerst bekannt gewordene Bruchstück des später aufgefundenen 'Codex Sinaiticus' und umfasst die dem letzteren fehlenden Abschnitte 1 Chron. XI, 22—XIX, 17; 2 Esr. IX, 9—Ende; Nehemia und Esther; Tob. I, 1—II, 2; Jeremias X. 25 — Klage II, 20, welche in der späteren St. Petersburger Prachtausgabe nicht wiederholt sind. Mit dem Ruhm schienen bei Tischendorf Eifer und Kraft zu wachsen. Er hatte keine Ruhe und die ausserordentliche Professur der Theologie, welche ihm 1845 an der Leipziger Universität verliehen war, vermochte ihn hier nicht festzuhalten: das Jahr 1849 findet ihn wieder in den Bibliotheken Frankreichs und Englands. Mit 1850 beginnt die Reihenfolge seiner Ausgaben des 'Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes' zunächst mit Zugrundelegung der vaticanischen Handschrift; in demselben Jahre erhielt er eine ordentliche Honorarprofessur in Leipzig. Die zweite Orientreise 1853 führte ihn besonders nach Aegypten und dem Sinai und er brachte allein sechzehn Palimpsesten ausser andern werthvollen orientalischen Handschriften heim. Wir wissen aus Fleischer's Beschreibung in dem achten Bande unserer Zeitschrift, wie werthvoll die christlich-arabischen Pergamentstücke für die Geschichte der Schrift und des Vulgärarabischen sind. Im Jahre 1855 begann er seine wichtigen 'Monumenta sacra inedita. Nova collectio', welche er bis 1865 fortführte. Für die alttestamentliche Wissenschaft sind darin besonders alte Textstücke der Septuaginta wichtig; im dritten Theile (von 1861) die 'Fragmenta Origenianae Octateuchi editionis'. Die dritte Orientreise von 1859, welche er als ordentlicher Pro-

fessor der endlich als theologische Disciplin anerkannten biblischen Paläographie an der Universität Leipzig mit grossartiger Unterstützung der russischen Regierung unternahm und in seinem „Aus dem Heiligen Lande“ (Leipzig 1862) erzählte, war seine wichtigste. Er brachte zahlreiche, diesmal auch (den Neigungen seines hohen Auftraggebers entsprechend) slavische Handschriften mit, vor Allem den ‘Codex Sinaiticus’, über welchen er die Unterhandlungen mit den Mönchen des grossen Sinai-Klosters mit diplomatischem Geschick geführt hatte. Man kennt die prächtige Facsimile-Ausgabe vom Jahre 1862 in vier Folianten, welche zur tausendjährigen Jubelfeier des Czarenreichs erschien. Man wollte ihn für dessen Hauptstadt gewinnen; aber der geborne Sachse blieb seinem engeren Vaterlande treu und wurde von dem dankbaren Kaiser Alexander in den Erbadel erhoben, als er 1868 die Schenkung des Codex Sinaiticus an den Kaiser bei den griechisch-katholischen Mönchen des Sinai durchgesetzt hatte. Die zwölf Jahre seit der Ausgabe dieses Codex waren in Anspruch genommen theils durch Reisen 1864 nach Paris, 1865 nach England, 1866 nach Italien, 1868 nach St. Petersburg, theils durch neue Auflagen des griechischen A. und N. T. wie durch Arbeiten an den neutestamentlichen Apokryphen; das Hauptwerk seines Lebens, für das er angelegt war wie keiner seiner Zeitgenossen, die griechische Paläographie blieb unvollendet. Seine verschiedenen populären Schriften gehören nicht hierher, wenn sie auch den reichen Beifall des Auslandes fanden, ebenso wenig seine neutestamentlichen Sachen. Er war litterarisch ausserordentlich thätig, so dass schon 1862 eine stattliche Reihe von Schriften aufgezählt²²⁾ und diese gelegentlich seines Todes um eine gute Zahl bedeutender Werke vermehrt werden konnte²³⁾. Er mochte sich immerhin der verschiedenen Auszeichnungen freuen, welche ihm von aller Länder Herren und deutschen, englischen und holländischen Universitäten zu Theil wurden. Seine Verdienste waren, obgleich er sich zum positivsten evangelischen Christentum bekannte, doch so gross, dass sie die Schranken der Confessionen überragten und ebenso gut von einem Mitgliede des Protestantenvereins²⁴⁾ wie von einem römisch-katholischen Kritiker²⁵⁾ gewürdigt werden konn-

22) Vgl. das im Bericht für 1862—67 bereits hervorgehobene Werk: Constantin Tischendorf in seiner fünfundzwanzigjährigen schriftstellerischen Wirksamkeit. Litterar-historische Skizze von *J. H. Volbeding*. Leipzig, C. F. Fleischer 1862, VI u. 98 S. gr. 8^o. (n. 20 gr.)

23) Am Sarge und Grabe des Dr. Th. Constantin von Tischendorf, gest. am 7., bestattet am 10. Dec. 1874. Fünf Reden und Ausprachen, nebst einem Rückblick auf das Leben und einem Verzeichniss sämmtlicher Druckwerke des Verstorbenen. Leipzig, Hinrichs 1875, 32 S. gr. 8^o. (n. 50 Rpf.) Vgl. Hanck's Theol. Jahresbericht X (1875), p. 404.

24) Constantin von Tischendorf †. Nekrolog von *H. Holtzmann*. Protestant. KZeitung 1874 Nr. 52.

25) ein sehr objectiver Artikel von Franz Hülskamp im Lit. Handweiser für das kathol. Deutschland 1875 Nr. 178 Sp. 417—426.

ten; hatte er doch seine Didot'sche Ausgabe des N. T. dem vor-
trefflichen Erzbischof von Paris Affre zugeeignet und von Papst
Pius IX. ein Handschreiben der Anerkennung empfangen.

Seinem Gedächtniss reihen wir, ehe wir noch einige speciellere
Gebiete der morgenländischen Wissenschaft nach ihren Verlusten
durchmustern, das Gedächtniss eines Gelehrten an, der zwar nicht
die biblische oder alttestamentliche Gesellschaft im Besondern ge-
fördert, wohl aber einige Fragen allgemeineren Charakters zu beant-
worten gesucht und für Herzogs Theologische Real-Encyclopädie
zahlreiche ethnographische und religionsgeschichtliche Artikel ge-
liefert, wie auch manches für Philon gethan hat: ich meine *J. G.
Müller*, gestorben am 4. Jan. 1875 als ordentlicher Professor der
Theologie an der Universität Basel. Nähere Daten über sein Leben
fehlen; es kann hier nur mitgetheilt werden, dass er in der genannten
Stadt am 8. Mai 1800 geboren war. Seine schriftstellerische Thätig-
keit galt zunächst dem Alexandriner Philon; in zwei Programmen
von 1839 und 1870 handelte er „über die Textkritik seiner Schriften“
und „über die messianischen Erwartungen“ desselben; auch gab er
1841 einen „Commentar über Philo's Buch von der Welterschöpfung“.
Dann wurden diese griechisch-orientalischen Studien durch sehr
umfassende religionsgeschichtliche über die Amerikaner, beson-
ders die Mexikaner unterbrochen, für welche Interessen im All-
gemeinen schon das Programm von 1834 „über Bildung und Gebrauch
des Wortes Religio“ kennzeichnend gewesen war. Zum Orient
kehrte er erst wieder 1860 mit dem sehr beachtenswerthen Pro-
gramm „Wer sind denn die Semiten?“, welchem 1864 ein weiteres
„über die Nationalität der Hyksos und der Philister“ folgte; seine
letzte hier einschlagende Leistung war die Schrift „Die Semiten in
ihrem Verhältniss zu Chamiten und Japhetiten“ von 1872. Alle
seine Arbeiten durchzieht der Geist gesunder, ehrlicher Forschung,
welche keine Phantastereien zulässt.

Von diesen zahlreichen Todesfällen hat Ewald's Heimgang zu-
gleich sehr schwer das Gebiet des Arabischen betroffen, das
ausserdem an Specialforschern *Wenig* und *Sédillot* verlor. *Jo-
hann Baptist Wenig* war 1826 zu Neudorf in Böhmen geboren,
1844 in die Gesellschaft Jesu zu Graz eingetreten, 1854 Professor
an dem bischöflichen Gymnasium in Linz geworden, von wo er
1857 als ordentlicher Professor der biblischen Einleitungswissen-
schaft und Alterthumskunde wie der orientalischen Sprachen nach
Innsbruck übersiedelte. Hier starb er als hochgeachtetes Mitglied
der theologischen Facultät am 25. October 1875. Die wiederholte
Wahl zum Rektor gab ihm Veranlassung zu zwei charaktervollen
Reden „über den Wesensbestand des Menschen“ und „über die
Freiheit der Wissenschaft“. Den ersten Beitrag zur morgenländi-
schen Philologie lieferte er 1866 in seiner 'Schola syriaca', einer
mit einer grammatischen Uebersicht und Glossar ausgestatteten
syrischen Chrestomathie. Seine Hauptstudien galten jedoch dem

Arabischen, wengleich es hier weniger auf Eröffnung unbekannter Quellen als zunächst auf Orientierung in praktischen Fragen der Sprache und Litteratur abgesehen war. So entstanden 1870 seine 'Regulae de tono vocum arabicarum', bei denen ihm jedoch nicht Lane's oder Wallin's unmittelbare Beobachtung des Lebens zur Seite stand, und in demselben Jahre die Schrift „zur allgemeinen Charakteristik der arabischen Poesie“, welcher die quellenmässige Selbständigkeit eines Ahlwardt fehlt. Der Tod fand ihn bei der Arbeit an einer arabischen Grammatik. — Am 2. December 1875 starb zu Paris *Louis Pierre Eugène Amélie Sédillot* als Sekretär des Collège de France. Er war schon durch seine Herkunft auf arabisch-astronomische Studien gewiesen, denn er ward zu Paris am 28. Juni 1808 als Sohn des bekannten Jean Jacques Emmanuel Sédillot geboren. Zunächst widmete er sich dem Buchhandel (1828—31), dann wissenschaftlichen Studien und war nacheinander Professor an den Colléges Bourbon, Henri IV. und St.-Louis, bis zu seinem Tode Secrétaire du Collège de France. Seine erste Leistung bildete die Herausgabe des von seinem Vater bearbeiteten Abulhasan Ali (1834—35), welchem er eine Einleitung von Werth vorausschickte. Hierauf folgten eine Reihe wichtiger Detailuntersuchungen zur Geschichte des arabischen Mathematik und Astronomie. In den 'Comptes rendus de l'Académie des sciences' von 1836 gab er Nachricht von der Entdeckung der Ungleichheit des Mondlaufes durch Abul-Wefâ aus Baghdad, wengleich dieser sie noch nicht aus dem Verhältniss der Schwerkraft des Mondes zur Sonne erklären konnte; die wichtige Notiz wurde bei den Arabern des zehnten Jahrhunderts in einem Artikel des 'Journal asiatique' vom Jahre 1836 weiter verfolgt. In derselben Zeitschrift hatte er sich 1834 mit dem Mathematiker Hasan ben Haithem beschäftigt; auf Grund der wichtigen arabischen Handschrift No. 1104 der grossen Pariser Bibliothek gab er dann in dem 13. Bande der 'Notices et Extraits' von 1837 höchst merkwürdige Mittheilungen über die Lösung von Gleichungen des dritten Grades bei den Arabern. In den Kreis der speciellen Forschungen seines Vaters kehrte er mit dem 'Mémoire sur les instruments astronomiques des Arabes' (in dem ersten Bande der 'Mémoires présentés à l'Académie des sciences' 1841) zurück. Weitere Untersuchungen über die geographischen Systeme der Griechen und Araber (1843) wie über die Geschichte der Mathematik beider (1845—49) folgten, welche nebst der Bearbeitung der astronomischen Tafeln des Ulug-Beg (1847—53) seine letzten grossen Leistungen waren. Sein Tod bezeichnet einen ähnlich grossen Verlust wie der Tod des deutschen, in Frankreich williger anerkannten Franz Woepcke, für die Wissenschaft; die Verbindung arabischen Wissens mit mathematisch-astronomischen Kenntnissen bei beiden Männern war ganz einzig.

Für das weite Gebiet der turanischen Sprachen im universellsten Sinne pflegt Russland in der Regel eine glänzende Reihe

von Forschern aus der Zahl der Beamten und Militärs zu stellen — eine Erscheinung, welche sich unter ähnlichen Bedingungen in England wiederholt. Von ihnen hat der Tod diesmal den verdienten Generalmajor *Peter v. Uslar* (geb. 1816, gest. 20. Juni 1875 in Kurowo) dahingegenommen. Es muss ein Mann von merkwürdiger Schärfe und Beobachtungsgabe für sprachliche Dinge gewesen sein, da er die sehr schwierigen Lautverhältnisse der s. g. kaukasischen Sprachen, besonders des Abchasischen und Awarischen, wie wir durch Schiefners Mittheilungen wissen, so sorgfältig aufzufassen wusste. Für das eigentlich Turanische hat sich seit mehreren Jahren in dem Beamten des sibirischen Generalgouvernements, Baron Gerhard von Maydell ein thätiger Ersatzmann gefunden.

Die arische Philologie hat, so weit ich sehe, einen einzigen Verlust in Dr. *John Wilson*²⁶⁾ zu beklagen, der am 1. December 1875 starb. Er war am 11. Dec. 1804 geboren und 1829 als Missionar nach Bombay gekommen, wo er zunächst eifrig Guzerati und Hindustani studierte. Die erstere Sprache war wichtig für den Missionsverkehr mit den Parsen, auf deren heilige Litteratur er tiefer einging. In dieser Beziehung konnte er Westergaard, als dieser sich 1842 in Bombay aufhielt, erhebliche Dienste leisten. Wie gründlich Wilson sich mit dem Avesta beschäftigt hatte, zeigt sein polemisches Werk 'The Parsi Religion' von 1843, nach dessen Vollendung er eine Reise nach dem heiligen Lande und nach Europa unternahm; die Frucht derselben war das zweibändige Werk 'The lands of the Bible' (1847), welches sogar eine so strenge Autorität wie Titus Tobler als „sehr lehrreich und werthvoll“ bezeichnet hat. Nach seiner Rückkehr nach Indien empfing er, noch vor dem Erscheinen seines Reisewerkes über Palästina, eine schöne Anerkennung seiner Verdienste durch die Wahl zum Präsidenten des 'Bombay Branch' der 'Royal Asiatic Society' im Jahre 1845, welche Zweiggeseellschaft im Wesentlichen durch ihn begründet worden war und die in ihrer Zeitschrift von seiner Hand treffliche archäologische Untersuchungen brachte: man kann wohl sagen, dass hiermit die grossen Arbeiten der Archäologischen Commission organisch zusammenhängen. Gleichermassen finden wir Wilson bei der Gründung der Universität Bombay thätig und im Jahre 1868 als deren Vicekanzler. Noch grösser als seine wissenschaftlichen Verdienste waren seine praktischen: er hat mit grosser Ausdauer und grossem Erfolge als Christ sein Christenthum gegenüber dem Heidenthum, als Europäer gegenüber dem Orientalen das Princip der Humanität vertreten.

Eine ähnliche schöne praktische Wirkung war dem grössten deutschen Forscher in Sprache und Geschichte der ostindischen Inselwelt, *R. H. Th. Friederich*, nicht beschieden gewesen. Vor

26) Vgl. Trübner's Record Nos. 114 u. 115 p. 53 nach der Mittheilung von T. W. Rhys Davids in der Academy vom 23 Jan. 1876.

nahezu einem Vierteljahrhundert hatte er seine rheinische Heimat verlassen, um in Holländische Dienste zu treten; er war lange Jahre besonders als Adjunct-Bibliothekar der Batavia'schen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften in Batavia thätig gewesen, seit 1854 Mitglied unserer deutschen morgenländischen Gesellschaft, an der er mit grösstem Interesse hing, und hatte pensionirt sich nach Coblenz zurückgezogen, wo er am 28. Juli 1875 starb. Er hat sich durch Reisen in Holländisch-Ostindien, durch Mitarbeiterchaft an den 'Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap' u. s. w., durch besondere Schriften sehr verdient gemacht. Schon 1847 gab er das Kawiwerk über Metra 'Wretta Santjaja' in der 'Tijdschrift voor Nederlandsch Indië' (III.) und zu derselben Zeit in derselben Zeitschrift 'De Oesana Bali', einen balinesischen Bericht über die Einführung des Hindu-Gottesdienstes auf Bali. Die genannten 'Verhandelingen' brachten 1850 in ihrem 23. Bande die wichtige Kawi-Dichtung 'Ardjoena Wiwaha', welche dann 21 Jahre später H. Kern neu herauszugeben und zu übersetzen begonnen hat; im 24. Bande der 'Verhandelingen' von 1852 erschien dann von Friederich das Kawi-Epos 'Boma-Kawja' und in demselben Jahre in dem zweiten Bande der 'Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde' die beiden sehr lehrreichen Abhandlungen 'Jets over het schrift der Maleijers' und 'Waarom heet de duif in het Maleisch Mârapati, heer des doods?' Von seiner nebenher laufenden Beschäftigung mit dem Arabischen zeugt der von ihm 1853 begonnene Katalog der arabischen Hss. in der Bibliothek der 'Bataviaasch Genootschap', welchen gerade zwanzig Jahre später L. W. C. van den Berg zum Abschluss und Druck brachte. Friederich interessirte sich mehr für Kawi und Malaiisch, und so untersuchte er lieber Inschriften von Java und Sumatra 1856 in unserer Zeitschrift und ebenda 1864 die beiden Inschriften auf einem Bilde des Mandjuçri (im neuen Museum in Berlin). Unsere Zeitschrift erfreute er überhaupt gern durch schätzenswerthe Zuschriften; das Werthvollste, was wir ihm verdanken, ist eine Reihe von sechzehn Darstellungen heiliger oder doch bei den Hindus besonders beliebter Pflanzen, welche der Maler A. Bernecker sehr schön in Aquarellfarben nach der Natur ausgeführt hat.

Der ziemlich enge Kreis der Sinologen hat in *Johann Heinrich Plath* einen schwer geprüften, aber immer ausserordentlich thätigen Mitforscher verloren: er starb am 22. November 1874 in seinem 73. Jahre als Mitglied der kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München. Die Abhandlungen und Sitzungsberichte dieser letzteren sind mit zahlreichen Beiträgen von ihm geschmückt; ausserdem hat er viel für „das Ausland“ und an Recensionen für das „Literarische Centralblatt“ geliefert. Das erste umfassende Werk, mit welchem er, wengleich zunächst ohne praktischen Erfolg, so doch verdienstvoll seine Specialwissenschaft anbaute, war die zweibändige „Geschichte des östlichen Asiens“

1830—31. Als Mitglied der Münchener Akademie hatte er willkommene Gelegenheit zur Veröffentlichung seiner Studien, welche sich besonders auf Geschichte, Cultur und Religion des alten China bezogen. Wir heben von ihnen besonders folgende Arbeiten hervor: „Die lange Dauer und Entwicklung des chinesischen Reiches“ (1861), „über die chronologischen Grundlagen der alten chinesischen Geschichte“ (1867), „die fremden barbarischen Stämme im alten China“ (1874, seine letzte Arbeit); „Verfassung und Verwaltung China's unter den drei ersten Dynastien“ (1865); „Religion und Cultus der alten Chinesen“ (1862—63), „die Unsterblichkeitslehre bei den alten Chinesen“ (1866 in dem zwanzigsten Bande unserer Zeitschrift), „Confucius und seiner Schüler Leben und Lehre“ (1867—74 in vier Abtheilungen, wohl seine bedeutendste Untersuchung); „die Tonsprache der alten Chinesen“ (1861) und über Matuanlin's Encyklopädie (1871).

Zahlreichere Verluste haben die kühne Schaar der Afrikaforscher getroffen. Die Heimkehr der Leiche Livingstone's in ihr britisches Vaterland hat das Gedächtniss des hochverdienten Forschers allenthalben aufgefrischt²⁷⁾ und selbst die französische Geistlichkeit verbreitet es in ihren Kreisen²⁸⁾. Ganz unmittelbar berührt uns der Hingang dreier Forscher, welche deutschem Blute entsprossen nun ein so ungleichartiges Ende gefunden haben, der eine nach kühnen Entdeckungsreisen in seiner Heimat durch einen unvorsichtigen Sturz aus dem Fenster, der andere als Gelehrter durch rasche Krankheit mitten in wissenschaftlichen Forschungen, der dritte im Kriegsdienste des Khedive: Mauch, Bleek und Munzinger! *Karl Mauch*, am 7. Mai 1837 in Ludwigsburg geboren, ward ebenso sehr durch äussere Verhältnisse wie Sinn für das Fremde aus der Heimat geführt, bereiste 1865—66 die Transvaalsche Republik, drang durch das für die Kenntniss der grossen Flussgebiete zwischen 10 und 20^o s. Br. wichtige Territorium von Monomotapa bis nach Tete am Zambesi vor und entdeckte bei seinem nordwestlichen Vordringen grosse Goldfelder. Die Reise 1868—69 führte ihn besonders in das Reich Mosilekatse's zwischen dem Ngami-See und den Zambesi-Mündungen, eine vierte 1870 südöstlich zurück nach Delagoabay. Nach Europa heimgekehrt fand er in seinem Schwaben eine Stellung in einem industriellen Etablissement zu Stuttgart, starb aber schon am 4. April 1875 an den Folgen eines unglücklichen Sturzes aus dem Fenster, unterhalb dessen man ihn am 27. März besinnungslos gefunden. Er war ein emiuntes kartographisches Talent, wovon seine Beiträge zu Petermanns „Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt“ Zeugniß ablegen; besonders wichtig ist das 37. Ergänzungs-

27) David Livingstone, Deutsche Warte Bd. VIII (1875) Heft 9 u. 11.

28) Livingstone. Histoire abrégée de sa vie par *R. Dupin de Saint-André*. Paris. Grassart 1875, 99 S. 12^o.

heft dieser letztern, welches seine „Reisen im Innern Süd-Afrika 1865—72“ berichtet und durch eine Originalkarte erläutert. Auch das „Ausland“ brachte Resultate seiner Forschungen, unter welchen den Orientalisten besonders die Verlegung Ophirs nach diesen süd-afrikanischen Goldländern interessirt haben wird.

Eine ganz philologische Natur war *Wilhelm Bleek*²⁹⁾. Als Sohn des bekannten Exegeten Friedrich Bleek in Berlin am 8. März 1827 geboren hat er doch seine Bildung wesentlich in Bonn empfangen, wohin sein Vater bereits 1828 als ordentlicher Professor versetzt worden war. Er studierte hier 1845—48 nicht allein orientalische Sprachen, sondern mit ebenso grossem Fleisse klassische Philologie, wodurch er streng methodisch geschult wurde, und arbeitete in derselben Doppelrichtung nachher auch in Berlin weiter. Die sehr einfache und bei unserm freundschaftlichen Verkehr oft erwogene Beobachtung, dass die semitischen Sprachen unter sich viel zu nahe verwandt seien, um einen ganz eigenen Sprachstamm ausmachen zu können, und nothwendig mit einer andern Gruppe noch zusammengeordnet werden müssten, führte ihn von der hebräischen Grammatik aus zu Studien über die ostafrikanischen Sprachen, unter welchen schon damals Heinrich Ewald das Saho als ein Stück ältesten Semitismus hervorgehoben hatte. Das Ergebniss dieser Studien war die bedeutende Doctordissertation „De nominum generibus linguarum Africae australis, copticae, semiticarum aliarumque sexualium“ (Bonn 1851), in welcher nicht allein ein genetischer Zusammenhang zwischen Semitisch, Aegyptisch, Nord- und Ost-Afrikanisch aufgestellt, sondern diese Verwandtschaft bis auf die Hottentotten ausgedehnt wurde. Von höchstem Interesse waren auch die Beobachtungen über das Vorkommen der Geschlechtsbezeichnung in den verschiedenen Sprachen. Ein solcher Forscher durfte unmöglich daheim bleiben, wenn ihm auch in Berlin Peters seine linguistischen Sammlungen von Mozambique zur Verfügung stellte, sondern musste wie ein Missionär hinaus ziehen; auch besass er Muth genug dazu. Eine günstige Gelegenheit schien die von dem nur drei Jahre älteren, opferwilligen William Balfour Baikie beabsichtigte Expedition zu bieten, welche den oberen Binne im Anschluss an Heinrich Barths Forschungen 1854 näher untersuchen sollte. Aber Bleeks Gesundheit litt und er blieb in Fernando Po zurück, um wieder heimzukehren. Ein günstiger Zufall sollte ihn jedoch hierfür entschädigen. Colenso hatte so eben das Bisthum von Port Natal angenommen und in seiner Begleitung trat Bleek im März 1855 eine neue Fahrt nach Afrika an. Während er, gefördert durch die Gunst und das lebendigste Interesse des mitforschenden Bischofs, Sprache und Cultur der Kaffern nach allen Seiten hin studieren konnte, erschien 1856 in London sein in Berlin vor-

29) Vgl. Trübner's Record No. 112—113 (Jan. 1876) p. 26 f. — Unsere Zeit N. F. XII, 5 (1. März 1876) p. 393 f.

berichtetes Vocabularien-Werk: „The languages of Mozambique“. In dem November desselben Jahres ging er nach der Capstadt, um hier (was für sein persönliches Schicksal folgenreich werden sollte) bei dem Gouverneur Sir George Grey als Secretär einzutreten. Dieser bedeutende Mann hatte schon früher in seiner schwierigen Stellung als Gouverneur von Neu-Seeland Zeit gewonnen, die polynesischen Sprachen zu studieren; jetzt dehnte er sein Interesse auch auf das Afrikanische aus und brachte für diese illitteraten Sprachen ganz einzige Sammlungen von handschriftlichen Aufzeichnungen und Drucken zusammen. So entstand die schöne Bibliothek, welche nachher Sir George der Capstadt schenkte und Bleek als Bibliothekar verwaltete. Zunächst machte eine vom Gouverneur ihm ertheilte bescheidenere Stellung es möglich, bei diesen litterarischen Schätzen zu bleiben, deren Benutzung seinen linguistischen Interessen selbstverständlich auch ethnographische hinzufügen musste. Der ursprünglich beabsichtigte Katalog der Sammlungen ward zu einem wahren „Handbook of African, Australian and Polynesian Philology“ (in der Capstadt 1858—63 in drei Bänden von mehreren Abtheilungen erschienen), welches leider schon zu den litterarischen Seltenheiten gehört; der grössere Theil der Arbeit rührt von Bleek her. Vor Vollendung desselben ward Grey 1861 wegen seiner Vertrautheit mit den Zuständen der aufrührerischen Maoris nach Neu-Seeland zurückversetzt und Bleek arbeitete allein so emsig weiter, dass er bereits 1862 den ersten Theil einer „Comparative Grammar of South African Languages“, welche leider durch den zweiten Theil von 1865 noch nicht ihren Abschluss erhalten hat. Die wesentlichen Grundanschauungen der Untersuchung von 1851 sind geblieben. Einen interessanten Beitrag zur Volkslitteratur dieser litteraturlosen Völker legte er vor in „Reynard the Fox in South Africa or Hottentot Fables and Tales“ (London 1865), indem er wohl zu unterscheiden wusste, welche stille Einflüsse hier schon die christliche Mission ausgeübt haben konnte. Der Verkehr mit Naturvölkern musste ihn veranlassen, deren originale sprachliche Grundeigenschaften zu beobachten, und da er durch verwandtschaftliche Beziehungen zu Ernst Häckel auf den Darwinismus geführt wurde, so machte er den Versuch, vom Standpunkte dieser Naturauffassung aus „Ueber den Ursprung der Sprache“ (1869) zu handeln, welche merkwürdige Schrift ein Jahr später in dem Nordamerikaner Thomas Davidson einen Uebersetzer fand. Mehr die Interessen seiner Specialwissenschaft als Verlangen nach der Heimat veranlassten 1869 eine europäische Reise. In England suchte er besonders eine Vermehrung der Geldmittel für die Publikation seiner wissenschaftlichen Arbeiten bei der Regierung herbeizuführen; in Deutschland erneute er alte persönliche Beziehungen und knüpfte neue an; es war ein Genuss, sich von dem begeisterten Forscher in der afrikanischen Philologie orientieren zu lassen. Zurückgekehrt setzte er seine ganze Kraft an Sprache und Volksthümlichkeit der Busch-

männer. Schon 1873 erschien mit Unterstützung und auf Anordnung der Regierung ein „Report concerning his researches into the Bushman language and customs“; man hörte, dass er an einem „Dictionary of the Bushman language“ arbeite: aber der „Second report concerning Bushman researches. A brief account of Bushman Folklore and other Texts“ von 1875 konnte schon nicht mehr von ihm selbst vertheilt werden, denn er starb ganz unerwartet am 15. August dieses Jahres in Mowbray dicht bei der Capstadt. Es ist ergreifend, zu erfahren, wie er schon vier Jahre vorher gelegentlich eines Krankheitsfalles, letztwillige Verfügungen getroffen hat, von seinen wissenschaftlichen Arbeiten nach seinem etwaigen Tode so viel als möglich zu retten, und wenn man in seinem letzten Report die Liste des reichen Materials durchliest, muss man ihm Dank in sein fernes Grab nachrufen. Seine Schwägerin, Fräulein Lucy Catharine Lloyd, eine bedeutende, kenntnissreiche und in die Studien des Verstorbenen eingeweihte Dame, wird sich mit der Wittve des wissenschaftlichen Nachlasses annehmen und ein „Bushman Researches Fund“ wie ein „South African Folklore Fund“, welchen Beiden man das beste Gedeihen wünschen muss, die Vollendung und Veröffentlichung der Bleek'schen Arbeiten fördern. Uns Europäern wäre ausserdem eine Sammlung der zahlreichen Beiträge Bleek's zu dem uns nur selten erreichbaren „Cape Monthly Magazine“ sehr willkommen.

Anders verlief das Leben des dritten hier zu nennenden Afrikaforschers, der eine gleichbedeutende Stelle für den Nordosten einnimmt wie Bleek für den Süden: *Werner Munzinger*.³⁰⁾ Er war zu Olten im Canton Solothurn 1832 geboren und widmete sich in Bern naturwissenschaftlichen und geschichtlichen, in München und Paris orientalischen Studien. Ohne einen bestimmten Plan ging er im Sommer 1852 nach Kairo und trat im folgenden Jahre bei einem Kaufmannsgeschäft in Alexandrien ein. Dies wurde Veranlassung, dass er die Leitung einer Handelsexpedition nach dem rothen Meer erhielt, und hiermit beginnt die Reihenfolge seiner bedeutenden Entdeckungsreisen. Während eines einjährigen Aufenthalts in Massaua sammelte er höchst interessante Beobachtungen, welche er in der „Berliner Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ 1855 und 1857 als „Briefe vom Rothen Meere“ und unter dem Titel „Die Schohos und die Beduan“ mittheilte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Alexandrien bereiste er seit 1855 mehrere Jahre lang die ostafrikanischen Gebiete der semitisch-äthiopischen Mischstämme (wenn diese Bezeichnung erlaubt ist) und stellte einen der bedeutendsten derselben nach seinem ethischen Leben in der vor-

30) Nekrolog auf Werner Munzinger gehalten von *Dor Bey*, General-Inspector des aegyptischen Schulwesens, in der geogr. Gesellschaft zu Cairo (nach der französ. Originalhs. bearbeitet), Zeitschr. der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin XI, 1 (1876) p. 52—59.

trefflichen Schrift „Sitten und Recht der Bogos“ (1859) dar. Sie veranlasste seine Herbeiziehung zu der von Heuglin'schen Expedition, welche zur Erforschung des Schicksals Eduard Vogels ausgerüstet war und an welcher er sich vom Juli bis November 1861 betheiligte; von da ab machte er eine etwa halbjährige selbständige Reise mit Kinzelbach, welche ihn durch das Gebiet der Oasen, den Gasch und Kasella nach Chartum führte. Seine Erkundigungen in Kordufän weckten in ihm dem Wunsch, die damals grösste und zugleich schwierigste Aufgabe der ostafrikanischen Geographie zu lösen, d. h. den Weg durch Darfur nach Wadai zu erforschen, aber es erwies sich als durchaus unthunlich und Munzinger kehrte nach der Schweiz zurück, um seine Aufzeichnungen zu ordnen und, so weit es anginge, zu veröffentlichen. So entstehen seine „Ostafrikanischen Studien“ (1864), „Die deutsche Expedition in Afrika“ (1865) und das „Vocabulaire de la langue Tigré“ (1865). Alle drei Werke bezeichnen sehr wesentliche Fortschritte in der Geographie, Ethnographie und Sprachkunde Ostafrika's. Indess litt es ihn nicht lang daheim; ohne noch den Druck der genannten Schriften abzuwarten, war er bereits ein Jahr vor deren Erscheinen wieder in Massaua (1864), um hier im Herbst des folgenden Jahres die englischen Consulatsgeschäfte zu übernehmen. Hierdurch kam er in die unmittelbarste Beziehung zu den Operationen der Engländer. Anfang 1868 nahm er Theil an dem Kriegszuge Sir Robert Napier's gegen Theodoros von Abessinien, wobei er dem Ersteren durch seine Sprach- und Landeskenntniss ausserordentlich nützlich war. Als nach des abessinischen Königs Tode das zerfallene Reich alles Haltes entbehrte, dachte der ägyptische Khedive an die Annexion wenigstens eines Theils; Munzinger nachdem er die Verwaltung des französischen Consulats in Massaua aufgegeben hatte, trat seit 1870 als „Munzinger Bei“ und als Gouverneur des Khedive in dessen Dienst und leitete die Expedition im Juli 1873, in Folge deren das Nordgebiet (besonders Mensa und das Bogosland) annectirt wurden. Diese praktische Thätigkeit unterbrach er mehrfach durch wissenschaftliche Reisen, von denen der 39. Band des Journals der Londoner geographischen Gesellschaft, der fünfzehnte ihrer „Proceedings“ und Petermanns geographische Mittheilungen in dem Jahrgange 1872 berichten; besonders wichtig war die Durchforschung des südöstlichen Arabiens, welche er 1870 mit dem englischen Capitain Miles unternahm. Die Dienste, welche er 1868 den Engländern geleistet, hatten ihn den Abessiniern verhasst gemacht, daher er 1869 eine fast tödtliche Verwundung durch einen fanatischen Mörder empfang; noch gefährlicher musste er als ägyptischer Beamter erscheinen und so ward er Ende November 1875 in Abessinien ermordet. Mit ihm starb der grösste Kenner des Gebietes von Habesch, das er nach allen Seiten, immer von Massaua als einer Centralstelle ausgehend, gewissenhaft erkundet hatte.

Fast zu gleicher Zeit, Ende October desselben Jahres 1875,

starb in London ein berühmter Veteran der ägyptischen Wissenschaft: Sir *John Gardner Wilkinson*. Er war dort als Sohn eines Geistlichen 1798 geboren, empfing seine Bildung auf der Schule von Harrow und dem Exeter College in Oxford, machte wiederholte Reisen, besonders nach Aegypten, das er bei längerem Aufenthalt durchforschte, und nach Dalmatien und Montenegro. Seine Werke über Aegypten gehören zu den tüchtigsten, welche wir besitzen. Er begann mit seiner „*Materia hieroglyphica*“ (in zwei Theilen, 1828 auf Malta gedruckt), welche aber, wie das 1830 veröffentlichte Supplement „*Extracts from several hieroglyphical subjects found at Thebes*“, nicht in den Handel kamen. Hierauf folgte 1835 die genaue und übersichtliche „*Topography of Thebes*“ und zwei Jahr später das wiederholt aufgelegte Werk „*Manners and customs of the ancient Egyptians*“. Diese vortreffliche Reconstruction des alt-ägyptischen Lebens nach den Denkmälern verbindet auf eine wunderbare Weise Exactheit der Forschung und künstlerisches Gestaltungstalent. Es fand solchen Beifall, dass Wilkinson 1853 einen populären Auszug in zwei Bänden veranstaltete. Von selbst verstand sich hiernach das Werk über das neue Aegypten „*Modern Egypt and Thebes*“ (1843 in zwei Bänden), welches, ebenfalls mehrfach aufgelegt, zuletzt in kürzerer Fassung einen Theil der Murray'schen Handbücher bildete. Der strengsten Fachwissenschaft dienten dann „*The Architecture of ancient Egypt*“ (ein Folioband von 1850) und „*The Fragments of the Hieratic Papyrus at Turin containing the names of egyptian kings*“ (1851); letzteres leider nicht in den Buchhandel gekommen. Der Krystall-Palast von Sydenham veranlasste ihn zu der rasch orientierenden, aber sorgfältigen Schrift „*The Egyptians in the time of the Pharaohs*“ (1857), welcher eine vortreffliche Uebersicht der Hieroglyphik von Samuel Birch beigegeben ist. Leider ist seine ägyptische Botanik, für welche er sehr viel gesammelt hatte, unpublicirt geblieben; ebenso seine grosse Karte Aegyptens und der angrenzenden Länder.

Ehe wir diesen dankbaren Rückblick auf heimgegangene Mitforscher, welche sich um den Anbau specieller Gebiete verdient gemacht haben, abschliessen, mögen noch die Namen einiger Männer genannt sein, welche durch allgemeine Arbeiten der orientalischen Wissenschaft oder durch ihre Thätigkeit unsrer deutschen morgenländischen Gesellschaft nahe gestanden: in ersterer Beziehung Eichhoff, Jolowicz und Peschel; in der anderen Lotze und Brockhaus. *Friedrich Gustav Eichhoff* stammte zwar aus einer Hamburgischen Kaufmannsfamilie, war aber am 17. August 1799 in Havre geboren und blieb Franzose. Mit seinen klassisch-philologischen Studien verbanden sich in Paris sehr bald orientalische, besonders die eben aufgekommenen des Sanskrit, später auch, hauptsächlich durch seine Stellung zu der Familie des Königs Ludwig Philipp veranlasst, die der modernen Sprachen. Für diese ward er 1842 zum Professor an der Akademie von Lyon ernannt, jedoch 1847 zum Mitglied des

Instituts gewählt und wirkte seit 1855 als Generalinspector der Universität in Paris. In dieser Stellung erwarb er sich durch die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse viel Anerkennung und starb am 10. Mai 1875. Ehe Bopps grundlegendes Werk durch Bréals Bemühungen in Frankreich verbreitet wurde, gab Eichhoff die damals gewonnenen Resultate der indogermanischen Sprachvergleichung in seiner „Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde“ (1836), systematischer und gründlicher durchgearbeitet in der „Grammaire générale indo-européenne“ (1867). Auch mit vergleichender Litteraturgeschichte beschäftigte er sich in seiner Schrift „Poésie héroïque des Indiens comparée à l'épopée grecque et romaine“ (1860), welches noch unerschöpfte, erneuter Untersuchung bedürftige Thema sechs Jahre vorher auch Carrière („das Wesen und die Formen der Poesie“ 1854) berührt hatte. Auch die Mythologie war in gleicher Weise der Gegenstand der Studien Eichhoffs, wie seine „Légende indienne sur la vie future“ (1852) und seine „Études sur Ninivé, Persépolis et la mythologie de l'Edna“ (1855) zeigen. Am meisten hat er durch seine nicht hierher gehörenden Unterrichtsbücher gewirkt.

Entschiedener stand inmitten der orientalischen Studien, ohne sie jedoch grade selbständig zu fördern, der Mitte Februar 1875 in Königsberg verstorbene *Heymann Jolowicz*, der mehrere Jahre als jüdischer Prediger besonders in Marienwerder, Culm und Köslin gewirkt, sich einige Zeit in England aufgehalten und zuletzt in Königsberg in Pr. als Privatgelehrter gelebt hatte; vorübergehend war er Mitglied unserer deutschen morgenländischen Gesellschaft. Seine litterarische Thätigkeit gehörte vorwiegend dem Judenthum, seinen religiösen Interessen, seiner Litteratur. So behandelte er 1841 „die fortschreitende Entwicklung der Juden in Deutschland“, gab seit 1843 verschiedene Predigten heraus, rechtfertigte 1845 in einem „Sendschreiben an den Domcaplan von Culm“ das Judenthum gegen katholische Angriffe, beleuchtete 1846 „das Gesetz über das Verhältniss der Juden im preussischen Staat“, veranstaltete 1849 eine zweite Auflage seiner „zwei Bücher Blüten rabbinischer Weltweisheit“, betheiligte sich 1853 an David Cassels Ausgabe und Uebersetzung des Buches Kusari, übersetzte 1854 „Himmelfahrt und Vision des Propheten Jesaia“ mehr nach dem Lateinischen als nach dem Aethiopischen, berührte mit seiner Abhandlung „On the correctures of the text of Hebrew Scripture from the Talmud, Targumim“ u. s. w. von 1855 eine wichtige kritische Frage, skizzirte 1857 „Leben und Schriften Musa ben Maimun's“, stellte 1865 „Gebete für das Neujahrsfest und den Versöhnungstag“ zusammen, veröffentlichte 1867 eine nützliche „Geschichte der Juden in Königsberg“ und 1869 eine verbesserte deutsche Bearbeitung von Sharpe's „Geschichte des hebräischen Volkes und seiner Litteratur“. Aber schon sein Interesse an dem ägyptischen Alterthum führte ihn über die Grenzen des Judenthums hinaus. Ein noch brauchbares bibliographisches Werk

ist seine „Bibliotheca aegyptiaca“ von 1858, zu welcher er 1861 ein erstes Supplement herausgab; seine Uebersetzung von Sharpe-Bonomi's „Triple Mummy Case“ blieb ungedruckt. Sinn für orientalische Dichtung im weitesten Sinne verbreitete er mit dem ihm eigenen Enthusiasmus in zwei Sammelwerken: „Polyglotte der orientalischen Poesie“ (1856)³¹⁾ und „Blüthenkranz morgenländischer Dichtung“ (1860), beide geschickt ausgewählte deutsche Uebersetzungen enthaltend, das erste in grösserem, das andere in kleinerem Umfange.

Fern stand scheinbar den orientalischen Studien der berühmte Geograph *Oskar Peschel*, der als ordentlicher Professor an der Leipziger Universität, eine Zierde derselben, am 31. August 1875 starb. Aber schon der äussere Umstand, dass er Mitglied der deutschen morgenländischen Gesellschaft war, zeigt von seinen Interesse für unsere Wissenschaft. Es ist hier zwar nicht der Ort, von seinem Leben voller Arbeit, der vielseitigsten und doch concentrirtesten (denn die Concentration liegt niemals im Objekt an und für sich, sondern in der Methode und Energie der Arbeit) näheres zu berichten: dies hat *v. Hellwald*³²⁾ mit warmer Begeisterung gethan. In Beziehung auf Kampf mit dem Dasein und Hochhalten wissenschaftlichen Ernstes inmitten zerstreuer journalistischer Thätigkeit war es ein Leben grossen Stiles von Dresden aus, wo er am 17. März 1826 geboren war, durch die Anfänge des Kaufmannsstandes dann zum Studium der Jurisprudenz, von der Redaction der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu der des Auslandes und von hier bis in die eben erst gegründete Professur der Geographie in Leipzig. Alles, was er geschrieben hat, ist so bedeutend, dass der bedeutende Leser am tiefsten davon angeregt werden wird; aber kein Orientalist sollte seine „Völkerkunde“, welche zuerst 1870 und unmittelbar nach seinem Tode schon in dritter Auflage erschien, ungelesen lassen. Denn trotz seiner weiten Perspektiven ist dies ein Werk sorgfältigster Specialforschung und bietet eine Reihe schöner Untersuchungen über Wesen und Entwicklung der Sprache wie der Religion (die „Zone der Religionsstifter“ fällt ganz ausschliesslich in das Gebiet der orientalischen Philologie), über die Culturverhältnisse der Mongolen und mongolenähnlichen, der dravidischen, hottentottischen, nigrischen, hamitischen, semitischen und arischen Völker: aus ihnen kann man auch den Wald und nicht allein die einzelnen Bäume sehen lernen.

31) Wenn die im Handel befindliche Ausgabe dieser „Polyglotte“ (Leipzig, O. Wigand 1856) als eine „zweite veränderte“ bezeichnet wird, so bezieht sich das auf Ausmerzung eines Theils der zu umfangreich aufgenommenen *v. Schack'schen* Uebersetzungen aus dem Schahnâme, um derentwillen der erste Abdruck auf Grund der Pressgesetze nicht vertrieben werden durfte.

32) *Oskar Peschel. Sein Leben und Schaffen von Fr. v. Hellwald.* Mit dem photogr. Bildnisse *Peschel's.* Augsburg, Lampart & Co. 1876, 72 S. gr. 8^o. (n. 2 Rm.).

Endlich ist noch zweier Männer von sehr ungleicher Lebensstellung zu gedenken, welche in nahen Beziehungen zu unserer Zeitschrift gestanden haben, eines zurückgezogenen Gelehrten und eines grossartigen Buchhändlers. Am 27. April 1875 starb in Leipzig, getäuscht in seinen bescheidenen Hoffnungen, fast gemüthskrank der Dr. ph. *Hermann Lotze*, ein ausserordentlich vielseitiger Sprachkenner, langjähriges Mitglied unserer deutschen morgenländischen Gesellschaft, deren Zeitschrift er als überaus kundiger Corrector die dankenswerthesten Dienste geleistet hat. Geboren am 4. December 1829 zu Dippoldiswalde bei Dresden, widmete er sein ganzes Leben dem Lernen. Ein „Asket der Wissenschaft“ umgab er sich mit einer höchst bedeutenden Bibliothek, deren Verzeichniss³³⁾ Franz Delitzsch mit einem warmen Vorwort bezeichnet hat: obgleich selbst im besten Sinne des Wortes gelehrt (es will etwas sagen, ein treuer Schüler von Hermann Brockhaus, Fleischer und Franz Delitzsch gewesen zu sein), an seinen Büchern, die seine einzige Lebensfreude waren, mit Liebe hangend, stellte er gleichwohl sein Wissen und seine Bücher mit der grössten Uneigennützigkeit Anderen zur Verfügung, so das es sehr zweifelhaft war, ob er litterarisch productiv geworden wäre, auch wenn ihn die Nothwendigkeit nicht gezwungen hätte zu verdienen. Er hat sehr wenig drucken lassen; der Bibelforscher wird seine Ausgabe einer Palästina-reise der Holländer Hassel van Martena, Tzialling van Bottnya und Julo van Bottnya aus dem Jahre 1517 (Leipzig 1866) vielleicht in den Händen gehabt haben, jeder ernste Litterarhistoriker seinen kurzen aber schönen Aufsatz „zur jüdisch-deutschen Litteratur“ kennen, welcher in dem ersten Bande meines „Archivs für Litteraturgeschichte“ 1870 erschien, ungeahnte Perspektiven eröffnete und als Probe einer „Jüdisch-deutschen Bibliothek“ gelten sollte. Wie treu er zu einer solchen gesammelt hatte, kann jetzt auch der ferner stehende aus den betreffenden Parthieen des Verzeichnisses seiner Bibliothek im Allgemeinen ersehen, welche hinter dem British-Museum und der Bodleiana gerade für dies begränzte Gebiet nicht zurückstehen oder (leider!) zurückstanden.

Diesem hoffnungslos verlaufenen Gelehrtenleben eines Einsamen steht seltsam contrastierend das wirkungsreiche und glanzvolle Leben eines andern Mannes gegenüber, dessen Name mit unserer Zeitschrift seit deren erstem Bande verknüpft war und der daher auch unserer Gesellschaft als vieljähriges Mitglied angehörte: der grosse Verlagsbuchhändler *Heinrich Brockhaus*. Geboren am 4. Februar 1804 zu Amsterdam als Sohn des berühmten Begründers der Firma Friedrich Arnold Brockhaus, war er von Haus aus in den Weltverkehr

33) Verzeichniss der von dem Herrn Dr. ph. Hermann Lotze Privatgelehrten zu Leipzig hinterlassenen werthvollen Bibliothek. Leipzig, T. O. Weigel 1876, VIII u. 219 S. gr. 8°. Darin p. 7—58: Hebraica und Judaica, 1575 Nrn. (wobei über hundert handschriftliche Stücke).

des Buchhandels gestellt. Seine Gesichtspunkte waren immer grossartig: in Politik wie im Geschäftsleben. Man durchlaufe nur das von ihm mit musterhafter Sorgfalt abgefasste Verzeichniss der Brockhausischen Verlagsartikel³⁴⁾: man wird erstaunen über die Vielseitigkeit und sich auch der Dienste freuen, welche er der orientalischen, speciell der indischen Philologie geleistet hat. Und nicht geringer sind die Dienste, welche er unsere Gesellschaft als deren Commissionär und Cassierer geleistet hat. Wir hätten keinen besseren Mann finden können. Als deutscher Commissionär der ausländischen asiatischen Gesellschaften knüpfte er den Geschäftskehr der unsrigen mit jenen enger. Es war ein natürlicher Zug, der ihn Ende der fünfziger Jahre zu einer Orientreise veranlasste, während deren 1858 die philosophische Facultät in Jena ihn bei dem Universitätsjubiläum zum Doctor honoris causa ernannte. Als er uns am 15. November 1874 dahinstarb, hinterliess er uns die Zuversicht, dass auch nach seinem Tode unsere geschäftlichen Angelegenheiten bei seinen Söhnen und Nachfolgern in guten Händen ruhen werden.

Wissenschaftliche Vereine und Zeitschriften.

Doch es wird Zeit, dass wir von der Erinnerung an die Todten, so sehr sie auch Dankspflicht sei, endlich in das Leben unserer Wissenschaft einkehren. Dieses Leben scheint bedeutende Anregungen erfahren zu sollen durch die internationalen Orientalistencongresse, deren grosse Idee der französischen Initiative zu verdanken ist. Der zweite derartige Congress fand in London statt und es konnte in der That nach Paris kein mehr geeigneter Ort gefunden werden. Die Themsecapitale ist das grossartigste internationale Karavanseraï. Die jetzt vorliegenden werthvollen Verhandlungen³⁵⁾ geben trotz ihres ungemainen Interesses kein Bild von dem reichen Leben ausserhalb der Verhandlungen, welches kaum minder anregend war als die wissenschaftlichen Vorträge selbst. Die Continentalen sahen meist zum ersten Male wirkliche Orientalen. Besonders wichtig war der unmittelbare persönliche Verkehr unter den sonst in alle Welt zerstreuten Fachmännern, aus welchem unter Anderem für die Aegyptologie wichtige Beschlüsse hervorgingen, wie man sie eben von einem Zusammenwirken von Birch und Lep-

34) Vollständiges Verzeichniss der von der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig seit ihrer Gründung durch Friedrich Arnold Brockhaus im J. 1805 bis zu dessen hundertjährigem Geburtstage im J. 1872 verlegten Werke. In chronologischer Folge mit biographischen literar-historischen Notizen. Von *Heinrich Brockhaus*. (In zwei Abtheilungen erschienen.) Leipzig, F. A. Brockhaus 1872—75, LXII, XI u. 1048 S. gr. 8°. (n. 10 M.)

35) Report of the Proceedings of the second international Congress of Orientalists, held in London 1874. London, Trübner 1874, VIII u. 66 S. 8° max. (3 sh. 6 d.; Leipzig, Brockhaus 4 Rm. 80.).

sus erwarten konnte.³⁶⁾ Es war nicht sehr schwer, den drittwürdigsten Ort für einen solchen Congress zu finden:³⁷⁾ welche andere Stadt konnte in dieser Beziehung sich mit St. Petersburg vergleichen? Aber andere Zweifel entstanden und der Erfolg zeigte, wie sehr berechtigt sie waren. Der Zeitraum von einem Jahr ist für die Vorbereitungen und Einrichtungen so collossaler Versammlungen ganz unzureichend. Daher hat selbst das reiche St. Petersburg, wo wie in einem natürlichen Strome alles Orientalische zusammenfließt, wenn auch Napoleons I. Wort nicht mehr zutrifft, dass Russland in Asien liege, den Congress um ein zweites Jahr verschieben müssen. Auch diese Frist erscheint uns für gewöhnliche Verhältnisse noch zu kurz; wir würden es am schönsten finden, wenn diese internationalen Zusammenkünfte der Orientalisten sich zu grossen, alle fünf Jahre abzuhaltenden Generalversammlungen der verschiedenen asiatischen Gesellschaften gestalteten: für diesen Fall würde es auch in Deutschland, wo nur Wien zu einer solchen Aufgabe glücklich ausgerüstet ist, möglich werden, einen Congress in grösserem Stile vorzubereiten.

Sonst sind unsere internationalen Verbindungen mit dem Orient noch nicht gross genug, um glänzende Ergebnisse derselben aufweisen zu können. Ernste wissenschaftliche Arbeit wird auf manches Jahr hinaus unsere wesentlichste Beziehung zum Morgenlande bleiben. Dieser dürfen wir uns aufrichtig freuen und darum blicken wir mit Genugthuung auf die inhaltsreichen fünf Hefte unserer Zeitschrift, welche seit der Innsbrucker Versammlung erschienen sind.³⁸⁾ Auch die pariser Société asiatique, die älteste und berühmteste unter ihren Schwestern, hat mit bewährter Pünktlichkeit ihr Journal fortgesetzt.³⁹⁾ Doch fließt in Frankreich der Stoff morgenländischer Wissenschaft so reichlich, dass daneben eine „Revue orientale et américaine“⁴⁰⁾ und ein „Athénée oriental“⁴¹⁾ gedeiht. Dass die vollwichtigen Hefte des Journals der Londoner Royal Asiatic Society⁴²⁾ etwas unregel-

36) Vom internationalen Orientalisten-Congress in London. Von *Rich. Lepsius*, Zeitschr. f. aeg. Spr. u. Ak. 1875 p. 1—5.

37) Der dritte internationale Orientalistenkongress, Röttger's Russische Revue IV (1875) Heft 11.

38) Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction des Prof. Dr. *Otto Loth*. Bd. XXVIII. Heft 4. Leipzig, Broekhaus 1874, XXI—XXXV u. 515—705 S. mit 1 lithogr. Tafel. — Desgl. Bd. XXIX Heft 1—4. Ebend. 1875, 3 Bll., XLIV u. 681 S. gr. 8^o mit 9 lithogr. Tafeln.

39) Journal asiatique. Septième Série. T. IV. Nr. 7—8. Oct.—Déc. 1874. — T. V—VI. Janv.—Décembre. Paris 1874—75. 8^o.

40) Revue Orientale et américaine. Journal des Orientalistes, 2^e série. No. 1—2. Paris 1875, 8^o.

41) Athénée oriental fondé en 1864. Congrès provincial des Orientalistes à Saint-Etienne du 19 au 25 Sept. 1875. Règlement de la Session de Saint-Etienne (Loire) 1875. St.-Etienne 1875, 24 S. 8^o.

42) The Journal of the Roy. Asiatic Society of Great Britain and Ireland.

mässiger erschienen, verzeiht der Wartende gern, der immer durch bedeutenden Inhalt reichlich entschädigt wird. Sammlungen und Colonialverkehr bieten so überschüssenden Stoff, so dass für die mehr praktischen Fragen ein Wochenblatt nöthig geworden ist.⁴³⁾ In Ostindien ist das Bedürfniss von Zeitschriften und Zeitblättern längst ein selbstverständliches; neben das Calcutta Review, welches seit länger schon mit seinen Essays über den Kreis des speciell Orientalischen hinausgreift, hat sich in dem indischen London seit Anfang 1875 ein „Oriental Figaro“ als satirisch-kritisches Wochenblatt gestellt. Die altehrwürdige bengalische Asiatic Society liefert mit gewohnter Ordnung ihre Abhandlungen und Sitzungsberichte⁴⁴⁾; um ihres Anschlusses an die königliche asiatische Gesellschaft in London willen sei an dieser Stelle auch die Zeitschrift des Bombayer Zweigvereins erwähnt.⁴⁵⁾ Dass in diesen indisch-englischen Zeit- und Sammelschriften die zunächst liegende Culturwelt in erster Linie berücksichtigt wird, versteht sich von selbst; doch ist ihr Standpunkt trotzdem ein allgemein-orientalischer. Dagegen begränzt das in Shanghai erscheinende Journal des „North China Branch of the R. Asiatic Society“ sein Forschungsmaterial so sehr, dass dasselbe weiter unten neben Dennys' „China Review“ bei China, wie die „Transactions of the Asiatic Society of Japan“ bei Japan aufzuführen sein werden. Nach Europa zurückgekehrt, vermissen wir neue Publicationen der jugendkräftigen „Società orientale italiana“ in Florenz und erfreuen uns des Fortschrittes der „Mélanges asiatiques“,⁴⁶⁾ welche wir der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften zu verdanken haben und welche für die Capitale des an orientalischen Elementen reichen Czarenthums eine besondere morgenländische Zeitschrift entbehrlich machen. Ausserhalb Europa's sind hier noch anzuführen das „Institut égyptien“ in Alexandrien und

N. S. Vol. VII. Part 2. Vol. VIII. Part 1. London, Trübner 1875, 8^o mit 5 photolithogr. Taf. — Dazu: Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Fifty-second annual Report. 1875. Hertford 8^o.

43) The Oriental. Independent Weekly Newspaper. Devoted to the Affairs of India, Turkey, Central Asia, etc. London, Trübner 1875, 4^o. (Der Jahrgang £ 1. 8 sh. 6 d.)

44) Journal of the Asiatic Society of Bengal. 1874. Part I. No. III—IV. — 1875. Part I. No. I. II. — 1874. Part II. No. III. IV. — 1875. Part II. No. I. Calcutta 1874—75, 8^o. — Extra Number. August 1875. Hertford 1875, 8^o. — Dazu: Proceedings of the Asiatic Society of Bengal. No. IX. X. November—Dec. 1874. — No. I—VIII. Jan.—Aug. 1875. Calcutta 1874—75, 8^o.

45) The Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society. 1874. Edited by the Secretaries. No. XXX. Vol. X. Bombay, Society's library; London, Trübner 1875, 2 Bll., 299—377, LV—LXIV u. III S. gr. 8^o mit 4 Taf. No. XXXI. Vol. XI (1875) ist ebenfalls bereits erschienen, mir aber nur durch Trübner's „Reecord“ bekannt. Von dem Bombay Branch der Royal As. Soe. war im J. 1875 nichts eingegangen; man darf, wie 73—74 combinirt ward, ähnl. auch für 74—75 erwarten.

46) Mélanges asiatiques tirés du Bulletin de l'Académie impér. des se. de St. Pétersbourg. T. VII. Livr. 1—3. St. Pétersbourg (Leipzig, Voss) 1874, 1—394 S. gr. 8^o. (n. 3 Rm.)

die „American oriental Society“ von New Haven; die Schriften des ersteren reihen wir besser bei dem Pharaonenreich ein; von denen der anderen ist uns in der neuesten Zeit nichts zugegangen.

An diese Vereine mit feststehender Verfassung wird es erlaubt sein einen Verein ohne eine solche zu reihen, der gleichwohl fest in sich ist: den Verein von Schülern des Nestors der arabischen Philologie: Fleischer. Ihrer sieben haben sich verbunden, im Namen auch der Andern ihrem Meister zu dessen fünfzigjährigem Doctorjubiläum in einer Festschrift⁴⁷⁾ Dank und Glückwünsche auszusprechen, und die mannigfachen Richtungen, welche sich in den sieben, weiterhin noch speciell anzuführenden Abhandlungen darstellen, können einen charakteristischen Massstab dafür geben, wie umfassend die Anregungen des grossen Meisters für diejenigen sind, welche sie in sich aufzunehmen und zu verarbeiten wissen.

Sammlungen.

Keine andere Philologie bedarf so sehr für weitere Fortschritte der Sammlungen wie die orientalische bei dem grossen Missverhältniss zwischen Publiciertem und Unpubliciertem. Daher wäre es höchst wünschenswerth, dass die verschiedenen Organe unserer Wissenschaft kurze Berichte über Sammlungen und deren Vermehrungen in den ihnen übersichtbaren Kreisen brächten. Das Beste geschieht nach dieser Seite in St. Petersburg und London, wo es bei dem natürlichen grossartigen Zusammenfluss von orientalischen Dingen auch immer besonders dankenswerth erscheint. Wieder ist es unser treffliches Ehrenmitglied, *B. v. Dorn*,⁴⁸⁾ der uns von der Erwerbung einer Gelehrtingeschichte Buchārā's, eines poetischen Iskandername und des Biyān von Bāb durch das Asiatische Museum in St. Petersburg unterrichtet. Einen sehr werthvollen und nach vielen Seiten interessanten Schatz der dortigen Kaiserlichen Bibliothek, die im wesentlichen von den Firkowitsch herrührende Sammlung von hebräischen Bibelhandschriften, lernen wir jetzt durch *Harkavy's* und *Strack's*⁴⁹⁾ sorgfältige Beschreibung kennen. Die Fälschung

47) Morgenländische Forschungen. Festschrift Herrn Prof. Dr. *H. L. Fleischer* zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum am 4. März 1874 gewidmet von seinen Schülern *H. Derembourg*, *H. Ethé*, *O. Loth*, *A. Müller*, *F. Philippi*, *B. Stade*, *H. Thorbecke*. Leipzig, F. A. Brockhaus 1875, 310 S. 8°. (12 Rm.) Vgl. Nöldeke in Zeitschr. der DMG. XXIX (1875) p. 322—334; Schrader in Jen. Lit.-Ztg. 1875 Nr. 17; Revue Critique 1875 Nr. 19.

48) Ueber drei dem Asiatischen Museum dargebrachte Persische Hss. Von *B. Dorn*, Bulletin de l'Ac. de St.-Petersbourg T. XIX p. 540—544 und daraus in Mélanges asiatiques T. VII (St.-Petersbourg 1874 gr. 8°) p. 173—178.

49) Catalog der hebräischen Bibelhandschriften der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg. Von *A. Harkavy* und *H. L. Strack*. Th. I—II. St. Petersburg; Leipzig, Hinrichs 1875, XXXIII u. 296 S. gr. 8°. (u. 6 Rm.) Vgl. Nöldeke in Lit. Centralbl. 1876 Nr. 17 S. p. 553 f.

der Unter- oder Beischriften, deren Echtheit den Werth dieser Stücke in das Ungeheuerliche gesteigert haben würde, nimmt ihnen nichts an ihrer wahren Bedeutung. Der Juwel des Ganzen ist die Prophetenhandschrift aus dem Jahre 916 mit babylonischer Punctation. — In Deutschland (welches nicht blos im Sinne des deutschen Reiches zu fassen der deutschen Wissenschaft erlaubt sein wird) besitzt ohne Zweifel Wien den reichsten Vorrath an orientalischen Dingen, so dass die Bildung eines Orientalischen Museums⁵⁰⁾ etwas ganz natürliches war. Rechnet man hierzu die schönen Ergebnisse der Novara-Expedition für ethnographische Sammlungen, die neuliche Vermehrung des k. k. Antiken Cabinets um einige sehr schöne ägyptische Sachen⁵¹⁾ u. A., so muss Wien als ein unterrichtender Studienort für den Orientalisten gelten, der das Volksleben nicht für vollständig auf Baumwollenpapier registriert hält. In Süddeutschland sind die Universitätssammlungen zu Heidelberg durch Schenkung einer interessanten phönikischen Stele aus Karthago und einiger ägyptischen Denkmäler während des Jahres 1875 vermehrt worden. In München fährt der ausgezeichnete Oberbibliothekar *Halm* mit Umsicht und Energie fort, das gelehrte Publikum von den seiner Obhut anvertrauten handschriftlichen Schätzen zu unterrichten. Durch seine Fürsorge liegt jetzt die zuverlässige, minutiös sachkundige Beschreibung der hebräischen Handschriften von dem in solchen Dingen unübertrefflichen *Steinschneider*,⁵²⁾ wenn auch nicht in der ursprünglich beabsichtigten weitläufigeren Fassung vor; der zugleich ausgegebene vierte Theil der ersten Abtheilung, welcher des Verzeichniss der orientalischen Hss. abschliesst, enthält besonders die Beschreibung der türkischen Stücke von der kundigen Hand des gewissenhaften *Aumer*. Die Berliner königliche Bibliothek wird dem Vorgange Münchens bald nachfolgen. Die bedeutendste Vermehrung, welche diese reiche Bibliothek im letzten Jahre erfahren hat, ist die Schenkung der etwa 3000 Bände umfassenden vorzugsweise hebräisch-jüdischen Bibliothek des verstorbenen Professors Dr. Julius Fürst in Leipzig durch die Frauen Fanny und Bertha

50) Das orientalische Museum in Wien, Mittheilungen des oesterreich. Museums (1875) Nr. 117. Auf der Grundlage desselben erscheint: Oesterreichische Monatsschrift für den Orient. Herausgegeben vom orientalischen Museum in Wien. Unter bes. Mitwirkung von *M. A. Becker*, *G. Detryng*, *F. v. Hellwald* u. A. redigirt von *A. v. Scala*. Jahrg. I. Wien, Faesy und Fricke 1875, 12 Nrr. à 2—2½ Bogen hoch-4^o. (nu. 12 Rm.)

51) vgl. Schestag's Repertorium für Kunstwissenschaft 1 (1875) Heft 1—2 p. 105.

52) Catalogus codicum manu scriptorum Bibliothecae regiae Monacensis. T. I. P. 1. Die hebräischen Handschriften der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München, beschrieben von *Moritz Steinschneider*. P. 4. Verzeichniss der orientalischen Handschriften der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München, mit Ausschluss der hebräischen, arabischen und persischen. Nebst Anhang zum Verzeichniss der arabischen und persischen Handschriften. München, Palm in Comm. 1875, XII, 225 S. u. 3 Bil., 186 S. 8^o mit einem Facs. in Fol. in P. 1. Vgl. Lit. Centralbl. 1876 Nr. 11 Sp. 363 f. und Revue Critique 1876 Nr. 13.

Oppenheimer, welche dieselbe zu diesem Zwecke angekauft hatten. Mit dem älteren, zum Theil sehr werthvollen Bestande verbunden, wird die Fürst'sche Bibliothek eine des grossen Ganzen würdige Gruppe bilden. Die grössten und mannigfaltigsten Schätze erwirbt jedoch das British-Museum in London und gerade je bedeutender diese sind, um so mehr bedauert man das Eingehen der „Additional lists“ seit 1868 trotz alles Lakonismus ihrer Fassung. Die für das Parlament bestimmten Berichte sind für den gewöhnlichen Privatmann nicht leicht zu erreichen. Aus einem solchen war zu entnehmen, dass während des am 31. März 1875 abgelaufenen Verwaltungsjahres dem British-Museum unter Anderem einverleibt wurden: der vierte und letzte Band des bekannten Werkes von Ibn Khallikān und zwar im Autograph (wovon 1864 bereits der erste und zweite Band erworben worden war); Saadia's Commentar zu den Psalmen; mythologische Bilder der Hindu's. Auch wurde der wichtige gedruckte und handschriftliche Nachlass des Assyriologen Edwin Norris hierher geborgen. Von den ungeheuren Münzschatzen ist nach den Antiken jetzt auch die orientalische Abtheilung in Angriff genommen und bereits liegt als erster Theil eines Catalogs die Beschreibung der Khalifen-Münzen von den in diesem Dingen so wohl bewanderten *Poole*⁵³⁾ vor. Der Fachmann wird mit Vergnügen das gründliche Werk des Russen Tiesenhausen von 1873 zum Vergleich heranziehen. In eine andere Londoner Sammlung, die der königl. asiatischen Gesellschaft, erlauben *Cowell* und *Eggeling*⁵⁴⁾ einen belehrenden Blick zu thun, indem sie die dort befindlichen, von Hodgson herrührenden buddhistischen Sanskrit-Hss. ganz vortrefflich beschreiben. Die neuerdings in die Oxforder Bodleiana gelangten Sanskrit-Hss. hat *Aufrecht*⁵⁵⁾ kurz verzeichnet, dem wir überhaupt die umfassendsten und schönsten Nachrichten über Sanskrit-Hss. in England verdanken. Die Universitätsbibliothek zu Edinburgh hat eine werthvolle Sammlung durch John B. Baillie geschenkt erhalten, bestehend aus indischen, arabischen und persischen Handschriften. Unter den erstern zeichnet sich eine Mahābhārata-Handschrift in Rollenform von 228 Fuss Länge, und unter den letztern ein prachtvolles Schāhnâmeh aus: beide reich illustriert.⁵⁶⁾ Den Specialforscher wird es freuen zu erfahren, dass Graf *Gobineau*⁵⁷⁾

53) Catalogue of oriental coins in the British Museum. Vol. I. The coins of the eastern Khaleefehs in the British Museum. By *Stanley Lane Poole*. Edited by *Reginald Stuart Poole*. London (Berlin, Asher & Co.) 1875, XX u. 263 S. gr. 8^o mit 8 phototyp. Taf. (nn. 12 sh.)

54) Catalogue of Buddhist Sanskrit Manuscripts in the possession of the Royal Asiatic Society (Hodgson Collection). By Professors *E. B. Cowell* and *J. Eggeling*, Journ. of the R. As. Soc. of Great Brit. and Ireland, N. S., Vol. VIII P. 1 (London 1875, 8^o) Art. 1, und auch besonders abgedruckt: London, Trübner 1875, 56 S. 8^o. (2 sh. 6 d.)

55) Neue Erwerbungen der Bodleiana. Von *Th. Aufrecht*, Zeitschr. der DMG. XXIX (1875) p. 313--315.

56) Vgl. die Notiz nach dem „Scotsman“ in Trübner's Record No. 114 u. 115 p. 52.

57) Revue archéologique 1874 Juillet.

den Catalog seiner bewundernswerthen Sammlung von orientalischen Intaglio's abgeschlossen hat. Wem jemals der schöne sasanidische Granatintaglio der früheren Pulszky'schen Sammlung zu Gesicht gekommen ist und wer diese kleinen Kunstdenkmäler in ihrem Zusammenhange mit Geschichte und Cultur auch nur flüchtig durchmustert hat, weiss, dass man es hier nicht mit absonderlichen Liebhabereien zu thun hat, sondern eben mit bedeutungsvollen Denkmälern.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

E.M. 13.4 87

Z Deutsche Morgenländische
7048 Gesellschaft
D48 Wissenschaftlicher Jahres-
1874-75 bericht über die morgenlän-
dischen Studien

General
Reference

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

